Die typische Menschendarstellung in Th. Fontanes Erzählungen

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

genehmigt von der Philosophischen Fakultät
der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

von

Christiane Wandel

aus Berlin-Charlottenburg

Tag der Promotion: 26. Oktober 1938
Tag der mündlichen Prüfung: 10. Februar 1938

Druck von Thomas & Hubert, Spezialdruckerei für Dissertationen, Weida i. Thür.

P 58

Referenten:

Professor Dr. Petersen

Professor Dr. Brinkmann

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meiner Mutter!

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543927_0063

Inhalt

Seite

Einleitung 7

I. Allgemeines 10
1. Grundsätzliche Übereinstimmungen 10
2. Das Thema 16
3. Die Personeneinteilung 20

II. Die Charaktere (meist Hauptpersonen) 26
1. Die Generationen 26
2. Männercharaktere 30
3. Frauencharaktere 37

III. Die Stände (meist Nebenpersonen) 50
Einführung 50
1. Der Adel 52
a) Männliche Adlige 53
b) Weibliche Adlige 62
2. Pastoren und Ärzte 67
3. Die Kaufleute 72
4. Die Schauspieler 78
5. Die Dienerschaft 82
a) Männliche Bediente 83
b) Weibliche Bediente 87
6. Vermieter und „Kleine Leute“ 93
7. Das Dorf 98
8. Die Kinder 103

IV. Äußere Beziehungen 106
1. Nationalität 106
2. Konfession 113
3. Familie 115
4. Vorbilder der Romantypen 123

Abschluß 130

Textstellen sind nach der Ausgabe:

Theodor Fontane: Gesammelte Werke, Serie I, Band 1—10 und Serie II, Band 1—11

Berlin 1905/08, F. Fontane & Co., zitiert.

Bei Briefstellen ist das Datum sowie der Name des Empfängers angegeben.

Die beiden unveröffentlichten Briefe wurden nach den Schreibmaschinen-Manuskripten (Bezeichnung: V 6. Freundesbriefe, Rest der ungedruckt gebliebenen Briefe) im Fontane-Archiv, Landeshaus der Provinz Brandenburg, Berlin W 35, Matthäikirchstraße 3/5, eingesehen.

MS.: Die Romanmanuskripte durfte ich im Märkischen Museum, Berlin SW. 19, Wallstraße 52/54, einsehen.

Abkürzungen:

V. d. St.:	Vor dem Sturm
Gr. M.:	Grete Minde
L'Ad.:	L'Adultera
Schach:	Schach von Wuthenow
Graf P.:	Graf Petöfy
Ell.:	Ellernklipp
Céc.:	Cécile
Irr.:	Irrungen Wirrungen
U. B.:	Unterm Birnbaum
Unwied.:	Unwiederbringlich
Fr. J. Tr.:	Frau Jenny Treibel
Effi:	Effi Briest
Poggp.:	Poggenpuhls
M. M.:	Mathilde Möhring.

Einleitung

Wenn die Erzählungen Th. Fontanes in bezug auf Motive und Charaktere einer vergleichenden Durchsicht unterzogen werden sollen, so könnte es zunächst so scheinen, als lasse die Fülle von Problemen und Personen, sowie die Mannigfaltigkeit und Weite der Darstellung wenig durchgehende und wiederkehrende Züge erwarten. Denn vom dickleibigen, vierbändigen Roman (V. d. St.) bis zur schmalen Studie (Poggp.), von der breiten, Stadt und Land umfassenden historischen Schilderung (V. d. St.) zur Psychologie eines Einzelproblems (Schach), von der humoristisch gehaltenen Gesellschaftssatire (Fr. J. Tr.) bis zum bittersten Ernst, der wieder eine versöhnliche (L'Ad.) oder tragische Lösung (Céc., Graf P., Unwied., Effi) finden kann, von der Mordgeschichte (U. B.) über den Konflikt des Wilderers mit dem Gesetz (Quitt) bis zu den nicht mehr kriminellen, sondern nur mehr inneren Konflikten, die Ehe- und Gesellschaftsmoral betreffen (Unwied., Effi), über die Darstellung eines Zusammenstoßes nicht mit sittlichen Mächten, sondern nur noch mit den rein äußerlichen der Konvention (Irr., Stine) bis schließlich zur bloßen Schilderung einfachen, unproblematischen Lebens (M. M.) — findet sich alles in Fontanes Werk enthalten.

Soziologisch umfaßt seine Romanwelt die höchsten wie die niedrigsten Kreise, die Großstadt ebenso wie das Dorf oder die Kleinstadt. Hinsichtlich des Stammes und der Volkszugehörigkeit ist zwar der Märker bevorzugt, es kommen jedoch auch andere Typen zur Darstellung, vor allem Ausländer. Auch zeitlich beschränkt sich der Dichter keineswegs auf die Menschen seiner eigenen Gegenwart (von 1878 bis 1898 sind die Romane entstanden), sondern er schildert genau so gern mehr oder weniger Zurückliegendes; z. B. in U. B., das um 1830/40 spielt, V. d. St. 1812/13, Schach 1806, Ell. um die Zeit des Siebenjährigen Krieges und Gr. M. um 1616.

Trotzdem liegt über dieses rein äußerliche Vielerlei hinaus eine Gleichheit vor, eine innere Übereinstimmung zwischen all seinen Werken, wie sie nur selten bei einem Dichter zu finden sein dürfte. Aus diesem vorläufigen Widerspruch ergeben sich zwei Fragen: wie äußert sich diese Gleichheit und woher stammt sie?

Ersteres zu beantworten, ist Aufgabe folgender Arbeit. Vorweggenommen sei hier nur kurz, daß diese Einheitlichkeit sich auf Themen, Personen und Motive gleicherweise erstreckt. Das andere Problem, ihre Ursache, findet seine Lösung, wenn man sich die Bedingungen vor Augen führt, unter denen Fontane seine Romane geschaffen hat. Sie alle sind unmittelbar hintereinander aus der einheitlichen Stimmung und Richtung eines scharf ausgeprägten Charakters, der fast keinerlei Entwicklungen mehr unterworfen war — kurz, aus der Klarheit und Festigkeit des Alters heraus entstanden.

Fontane war 59 Jahre alt, als sein erster Roman (V. d. St.) erschien (1878), und schon die Tatsache, daß die Hauptarbeitszeit daran auf die vorhergehenden zehn Jahre festzusetzen ist, gibt diesem Buch eine gewisse Sonderstellung. Deutlich hebt es sich von den späteren Werken ab. Abgesehen von der noch nicht voll gemeisterten Technik hat es — so merkwürdig es klingt — etwas jugendlich Optimistisches an sich und andererseits etwas vorsichtig Tastendes, allgemein Unbestimmtes, aus dem sich die später festumrissenen Konturen erst noch entwickeln[1].

Der Ansatz dazu ist schon in den nächsten Novellen, Gr. M. und Schach, getan, in welchen von dem weit umfassenden Thema in V. d. St. zur Schilderung eines besonderen Einzelfalles übergegangen ist. Scharf — fast übertrieben — ist hier ausgeprägt, was dort noch im Keime lag. Den Ausgleich zu finden zwischen beidem, den Mittelweg einzuschlagen, d. h. das Große sich selbst darstellen zu lassen und das Kleine klar zu erfassen, ohne nach der Seite des Sentimentalen oder Satirischen auch nur eine Spur zu übertreiben, das war das Ziel von Fontanes Kunst, dem er in seinen letzten Werken bis zur Vollkommenheit nahe kam. Stationen auf dem Weg dorthin sind die einzelnen Erzählungen; und ihr näherer oder weiterer Abstand vom Ideal macht letzten Endes ihre Hauptverschiedenheit aus.

[1] „Ich sehe klar ein, daß ich eigentlich erst beim Siebziger Kriegsbuch und dann beim Schreiben meines Romans ein Schriftsteller geworden bin." (Brief vom 17. 8. 1882 an Emilie.) V. d. St., „was ich immer vergesse, geschrieben zu haben." (Brief vom 16. 6. 1883 an Emilie.)

Diese geringe Entwicklung im Schaffen des greisen Schriftstellers wird weitaus übertroffen durch die innere Einheitlichkeit[2]. Am schlagendsten zeigt diese sich darin, daß Fontane — wie *J. Petersen*[3] nachgewiesen hat — die Trümmer seines ersten unvollendeten Gesellschaftsromanes „Allerlei Glück" als Bausteine für fast sämtliche späteren Erzählungen, am meisten sogar für die letzte, den Stechlin, ausgenützt hat. Nicht nur Ideen, sondern sogar Einzelpersonen und -motive sind unverändert übernommen. Eine Fortbildung der Charaktere kennt der Dichter allein im Sinne einer weiteren Durchbildung.

Es wird, je nach der Art des betreffenden Werkes, einmal die eine, einmal die andere Eigenschaft eines bestimmten Menschentypus herausgearbeitet. Also keine Gesamtsteigerung von Werk zu Werk, sondern diese Figur erlebt ihren Höhepunkt in einem der ersten, jene in einem späteren Roman, je nachdem sie in den Mittelpunkt gestellt ist oder nicht. So haben wir Fälle, daß Charaktertypen, die die Hauptperson eines früheren Werkes bilden, in einem folgenden als Nebenperson wiederkehren und umgekehrt. Daneben gibt es feststehende Hauptpersonen, die als solche ihre Sonderentwicklung nehmen, und andere, die niemals über eine Nebenrolle hinauskommen und innerhalb dieser ihre Anfänge und Steigerungen erleben. Mitunter geschieht es auch, daß die charakteristischen Züge von zwei verschiedenen Gestalten in einer dritten verschmolzen werden, oder daß sich aus einem umfassenden Charakter neue abspalten.

Das Typische und Immerwiederkehrende in den Gestalten Th. Fontanes muß also unter der Decke der äußeren Mannigfaltigkeit, Individualisierung und ständig verfeinerten Umbildung aufgesucht werden.

---

[2] Daß ich nur ein paar Saiten auf meiner Gitarre, diese aber auch in der Gewalt hätte, haben Sie vorzüglich getroffen. Neue Töne noch zu lernen, verbietet mir nicht bloß die „Natur", sondern auch das „zu alt". (Brief vom 2. 4. 1876 an Gensichen.)

[3] *J. Petersen:* Fontanes erster Gesellschaftsroman. Sitzungsber. d. Pr. Akad. d. Wissensch. 1929.

Allgemeines

Grundsätzliche Übereinstimmungen

Gab die Altersstimmung die Erklärung für eine mögliche innere Einheitlichkeit, so muß jetzt die andere Frage, worin diese Einheitlichkeit sich äußert, behandelt werden.

Daß Fontane Welt und Menschen tatsächlich unter einer gewissen Typik sah, würden allein seine zahlreichen Verallgemeinerungen beweisen.

„Er war eine typische Gärtnerfigur: unfreundlich, grob und habsüchtig" (I, 3, 90).

„Andalusierinnen sind immer schön" (I, 9, 74).

„ganz Dame von Welt, daß ihr Kammermädchengeschwätz sehr viel und Professorenuntersuchung sehr wenig bedeutete" (I, 1, 363).

„mit jener Frankheit, die Reiz und Vorzug des Soldaten ist" (I, 1, 470).

„alle Lehrer sind nämlich verrückt" (I, 10, 65).

„Musiker sind die boshaftesten Menschen" (I, 10, 166).

„wer aus der Mark ist, hat meist keine Phantasie" (I, 10, 292).

„in Doktorhäusern ist immer was los" (I, 10, 433).

„die nach Art aller Berliner am Lerntrieb litt" (I, 4, 270).

„Schotten sind alle von guter Familie" (I, 4, 296).

„der ganze Eigensinn der Gütigen und Schwachen" (I, 2, 29).

Solche Aussprüche, deren jeder nicht bloß einmal, sondern wiederholt vorkommt, sind nicht nur als „façon de parler" oder pikante Überspitzung zu werten. Die folgende Arbeit will den

Beweis führen, daß der Dichter tatsächlich mit bestimmten Standesverhältnissen auch ganz bestimmte Eigenschaften verband. Mag es in der Wirklichkeit anders zugehen — Fontane ist nicht Realist in dem Sinne, daß er alles Vorhandene abkopiert. Er trifft im Gegenteil eine genaue Auswahl, die schon rein quantitativ nicht allzu groß ist. Innerhalb dieser nun individualisiert und nuanciert er den Typus so, daß all die zahlreichen und vielfältigen Persönlichkeiten entstehen [1].

Die Behauptung, daß Fontane mit bestimmten Begriffen bestimmte Eigenschaften verbinde, wird weiter gestützt durch die Namen, die er seinen Gestalten gibt. Schon viel ist über die Namengebung in Fontanes Werken geschrieben. Meines Wissens ist aber noch nie auf des Dichters Vorstellungswelt dabei genügend hingewiesen.

Wenn in Cécile beispielsweise geäußert wird, eine Klothilde sei stark, gut und zuverlässig, nicht als Geliebte, wohl aber als Schwester geeignet, und wenn dann als Namen von ebenbürtiger Solidität Emilie und Mathilde genannt werden, dann ist hier der Name beinah als Substantivum „die Klothilde" mit allgemein gültigem Begriffsinhalt angewandt.

Es entspricht dies genau der Tatsache, daß Fontane weniger differenzierte Nebenpersonen, wie Bedienstete zum Beispiel immer wieder mit denselben Namen Johann (Irr., Stine, Fr. J. Tr., Poggp.), Friedrich (L'Ad., Fr. J. Tr., Effi) und Christel (V. d. St., L'Ad., Effi, Stechlin) belegt und sich bei Ausnahmen ausdrücklich zu einer Erklärung bemüßigt fühlt.

Will man den Einwand dagegen erheben, daß gerade die Namen bewiesen, Fontane habe gar keine Typen, sondern nur Individuen geschaffen, denn jeder habe einen ausgesprochen individuellen Namen, so ist das nur begrenzt richtig. Begrenzt in obigem Sinne, daß nämlich die Individualisierung erst innerhalb einer festen Typik einsetzt. So gibt es auch für die anscheinend ganz persönlich gefärbten Namen doch gewisse Generalnenner. Zum Beispiel die interessanten und eigenartigen Frauen haben durchweg auch in ihrem Namen etwas Niegehörtes, oft auch Fremdländisches oder Märchenhaftes, wie Victoire, Effi, Corinna, Ebba, Cécile, Kathinka, Manon, Armgard oder Melusine. Ferner gibt es für die Pastoren bestimmte, meist etwas komische Namen [(Seidentopf, Lämmerhirt, Ledderhose, Buntebart (V.d.St.), Bienengräber (Schach), Roggenstroh (Gr. M.), Borstelkamm

[1] Ich persönlich bin sehr für Gestalten in der Kunst, die nicht bloß Typ und nicht bloß Individuum sind (Brief vom 12. 9. 1891 an Lazarus).

(Ell.), Siebenhaar, Obadja Hornbostel, Krähbiel (Quitt), Trippel (Effi), Lämmel (M. M.)], während die Adligen oft sonderbare Namen haben [2].

Wie weit die Namen sich mit dem Charakter, Schicksal oder auch bloß Äußeren ihrer Träger decken, das hat *Fritz Behrend* [3] behandelt. Hier kommt es lediglich darauf an, den Beweis zu führen, daß gerade Fontane — so objektiv-realistisch er zu schildern scheint — doch in einem durchaus subjektiven Verhältnis zu seinen Gestalten stand. Er trat, wie bei seinem Alter auch kaum anders zu erwarten, mit festen Anschauungen und vorgefaßten Begriffen an die Gestaltung seiner Romanwelt heran, was sich dann in der Typik seiner Gestalten und Motive äußert. So viel er auch der Außenwelt entnahm: Thema, Menschen, Ereignisse, Lokalität, Zeitcharakter — stets wählte er nur das aus, was in seine sehr speziellen und ziemlich enggefaßten Kategorien paßte.

Es erhebt sich jetzt die Frage nach diesen Kategorien. Was ist eigentlich das Gemeinsame, das Romane wie „Effi Briest" oder „Unterm Birnbaum" mit solchen wie „Vor dem Sturm" und „Frau Jenny Treibel" verbindet?

Allen Werken zugrunde liegt Fontanes unerschütterlicher Lebensgrundsatz, sich in die Verhältnisse zu fügen, in die man gestellt ist und sich durch keine äußere oder innere Macht verleiten zu lassen, die Schranken, die nun einmal jedem gezogen sind, zu verletzen. Unter Schranken sind keine Naturgewalten zu verstehen, mit denen der Mensch ringt, über die er siegt oder

---

[2] „Freilich die adeligen Namen haben oft so was Komisches." „Ja, meine Liebe, das haben sie. Dafür sind es eben Adelige. Die dürfen sich das gönnen." (I, 9, 7.) Das ist Effis Gespräch mit ihren Freundinnen über den Adelsnamen Geert v. Innstetten. Bereits in V. d. St. haben über den Namen Vitzewitz die Berliner Spießbürger bei Frau Hulen gelacht. „Ein sonderbarer Name!" hieß es (I, 1, 416). Ebenso amüsiert sich Portier Mieckhoff über die Traueranzeige der Pogge v. Poggenpuhls. „Na, so was von Poggen; ich hör es ordentlich quaken." (I, 8, 316.) Um ihren Namen Aloysia Friederike Sawat v. Sawatzki genannt Sattler von der Hölle beneidet Melanie das alte Riekchen fast, die den Gegensatz zwischen dem Anspruch ihres Namens und dem, was sie ist, am allerbesten selbst fühlt. In Cécile Woronesch v. Zacha klingt „eine ganze slawische Welt harmonisch zusammen". Ähnliches ist in Schach v. Wuthenow oder Dubslav v. Stechlin der Fall. In diesem Sinne ist auch der Name Kathinka v. Ladalinska gewählt, in dem es „tingelt und klingelt wie das Glockenspiel vom Regiment Alt-Larisch" (I, 4, 405; I, 1, 437).

[3] *Fritz Behrend:* Die Namen bei Th. Fontane. Zeitschrift für Bücherfreunde, 1922, Heft 2.

denen er unterliegt. Denn die Natur gibt zwar stets den Hintergrund ab, ist stimmungsmäßig jederzeit in die Handlung mithinein verflochten, aber nie erwächst sie zur Gegenspielerin des Menschen[4]. Fontanes Romane sind ausgesprochene Gesellschaftserzählungen, und mit den Schranken sind die sozialen, ständischen und staatlichen Bindungen gemeint, in die jeder hineingeboren ist[5].

Den Inhalt in weitestem Sinne des Wortes bilden Stellung und Grenzen der Menschen innerhalb der Gesellschaft. Wobei der Schwerpunkt nicht auf den Handlungen der Einzelperson liegt, sondern bei dem durch Sitte und Herkommen gefestigten Gesellschaftszustand. Die Taten des Einzelnen gewinnen erst Interesse, wenn sie als typisch gelten können für eine bestimmte soziale Schicht[6], oder wenn sie in Auflehnung gegen das Hergebrachte die Korrektur von seiten der Gesellschaft herausfordern. Zu der ersten Gruppe ist V. d. St., Schach, Fr. J. Tr., Poggp., Stechlin und M. M. zu zählen, zu der anderen Gr. M., Ell., L'Ad., Céc., Graf P., Unwied., Irr., Stine, U. B., Quitt und Effi. Das Stabile des Kollektivums herrscht also entweder ganz unangefochten vor (Gruppe 1) oder es bleibt im Kampf gegen die Auflehnung des Einzelnen siegreich (Gruppe 2).

Als Ausnahme in gewissem Sinne könnte L'Ad. angesprochen werden, weil Melanie ja durch die Verfehlung gegen Sitte und Gesetz nicht Schaden, sondern Glück erfährt. Zweifellos hat der Dichter in diesem, seinem ersten Zeitroman milder geurteilt als in den späteren Werken. Doch ist seine sonst herrschende Anschauung, daß nur die Gesellschaft eine Tat durch ihre Anerkennung rechtfertigen könne, auch hier durchgeführt. Denn die Erzählung wird soweit fortgesetzt, bis sich Melanie die allgemeine Achtung wiedererrungen hat. Dieses Sich-von-neuemporarbeiten ist sonst nur noch einer vergönnt: Marie Kniehase

---

[4] Die Landschaftsschilderung hat nur noch Wert, wenn sie als künstlerische Folie für einen Stein auftritt, der dadurch doppelt leuchtend wird, wenn sie den Zweck verfolgt, Stimmungen vorzubereiten oder zu steigern (*Fontane:* Literarische Studien und Eindrücke — Wilibald Alexis). (II, 9, 211.)

[5] „Die Sitte gilt und muß gelten." Aber daß sie's muß, ist mitunter hart. Und weil es so ist, wie es ist, ist es am besten: man bleibt davon und rührt nicht dran (Brief vom 16. 7. 1887 an Stephany). Es überkommt uns ein starkes Gefühl davon, daß alles Leben, das eigene wie das anderer, unter Innehaltung der landesüblichen zehn Gebote am besten gedeiht (*Fontane:* Kritische Causerien; Hebbel: Herodes und Mariamne) (II, 8, 151).

[6] Daß das „Milieu" bei mir den Menschen und Dingen erst ihre Physiognomie gibt, ist gewiß richtig (Brief vom 29. 10. 1895 an Necker) (Unveröffentl. V 6).

(V. d. St.). Doch hier ist gleichfalls in Betracht zu ziehen, daß es sich um Fontanes frühesten Roman handelt, in dem auch in manch anderer Hinsicht die Linien seiner späteren Kunst noch nicht so klar entwickelt sind. Zudem steht über diesem Mädchen von Anfang an sichtlich ein guter Stern, der ihr Leben lenkt. Aber gerade darin besteht ihre einzigartige Ausnahmestellung innerhalb der gesamten Fontaneschen Romanwelt. Denn das ist ein weiteres Hauptcharakteristikum seiner Werke: all seine Menschen kämpfen erfolglos. Ein bescheidenes Glück, wie der Dichter allerdings meinte „die beste Form des Glückes" (Brief an seinen Schwager Weber vom 28. 9. 1874), liegt nur in der Resignation; das Schicksal zu zwingen, gelingt keinem[7].

Wer ihm zu entgehen sucht, wie Grete Minde, den holt es erst recht ein, wer sich seinen Schlägen entwachsen glaubt, wie Graf Petöfy, den trifft es am ehesten. Wer es überlisten will, wie Hradscheck (U. B.), der fängt sich in eben dieser List, und wer es verhehlen und ein neues Leben beginnen will, wie Lehnert Menz (Quitt), den zwingt es noch in der Todesstunde zum Bekenntnis. Das Unglück sucht aber nicht nur die heim, die es in gewisser Weise selbst verschuldet haben, wie Schach, Cécile, Holk (Unwied.), Effi, es trifft auch die schuldlos Schuldigen, auf denen irgendein Verhängnis von den Vorfahren her lastet, wie Ladalinskis (V. d. St.), Hilde (Ell.)[8].

Und selbst, wenn es sich nur um ganz äußerliche Dinge wie Stand und Rang (Irr., Stine), eine Wahl (Fr. J. Tr., Stechlin) oder gar nur um den Geldbeutel handelt (Fr. J. Tr., Poggp., M. M.) — immer muß verzichtet werden. Auch wenn es einmal den Anschein hat, als könne äußerste Strebsamkeit ihr Ziel erreichen, wie in M. M., dann holt das Schicksal bestimmt zu einem ganz unerwarteten Schlag aus, um den Menschen dahin zu weisen, wohin er letzten Endes gehört. Ein kleiner Fortschritt allerdings läßt sich in den drei letzten Werken (Poggp., Stechlin, M. M.) insofern feststellen, als dort wenigstens aus den drückendsten materiellen Schwierigkeiten ein Ausweg gefunden wird.

---

[7] . . . liegt nicht auch in der Unterwerfung eine Erhebung? Ist nicht auch Resignation ein Sieg? (*Fontane:* Kritische Causerien; Ibsen: Die Wildente) (II, 8, 191).

[8] Ellernklipp: Hauptfigur: ein angenommenes Kind, schön, liebenswürdig, poethisch-apathisch, an dem ich beflissen gewesen bin, die dämonisch-unwiderstehliche Macht des Illegitimen und Languissanten zu zeigen. Sie tut nichts, am wenigsten etwas Böses, und doch verwirrt sie regelrechte Verhältnisse. Sie selbst, ohne den Grundton ihres Wesens zu ändern, verklärt sich und überlebt die Wirrsal, die sie gestiftet (Brief vom 14. 3. 1880 an Karpeles).

Die sonst allgemein resignierte Stimmung erfordert wiederum eine ganz bestimmte Art von Menschen, um ausnahmslos durchgeführt werden zu können, nämlich Durchschnittsmenschen. Durchschnitt ist nicht gleichbedeutend mit platter Alltäglichkeit. Im Gegenteil: Fontane schildert meist den guten Durchschnitt, d. h. aparte, liebenswürdige, interessante und fähige Menschen. Und doch geht allen etwas ab: das Überragende oder besser das schöpferisch Gestaltende. Es sind Helden im Leiden, im stillen Ertragen, aber keine im Handeln. Ihre Taten sind überstürzt, kopflos und unüberlegt, mehr von der Laune diktiert oder durch Zufall herbeigeführt, als aus wirklich innerem Drange. Man staunt, wie gerade sie in solche Konflikte geraten und empfindet es doch als ganz folgerichtig. Sie werden vorwärtsgestoßen, statt selbst ihren Weg zu wählen und darin sind sie alle — ohne Ausnahme — schuldlos-schuldig. Ein unseliger Augenblick, zu welchem sämtliche Nebenumstände in verhängnisvoller Gunst beitragen — und das ganze Leben hat „einen Knacks weg".

Es ist klar, daß die Schilderung von Handlungen dieser Art nicht die Tat als solche in den Mittelpunkt stellen kann, denn damit würde der eine Moment in sensationeller Weise herausgegriffen und betont, sondern daß folgerichtig die Motivierung des Geschehenen als Entwicklung bis zum Wendepunkt und dann die Rückwirkung und Folgen für die Beteiligten den Hauptgegenstand der Beschreibung bilden müssen. So ist Fontane der Schilderer des „Drum und Dran" geworden, und auch das Erschütternde und Schauerliche geht still und behutsam vor sich[9].

Seine Romane sind Beschreibungen eines bestimmten gesellschaftlichen Zustandes, seiner Verletzung und seiner Wiederherstellung, aber keine Darstellung seines Entstehens, seiner Entwicklung, seines Vergehens oder gar ein Angriff auf ihn. Das Leben ist nun einmal so, alle Auflehnung dagegen wäre vergeblich und würde die unsichtbaren Schlingen, in denen jeder steckt, nur noch enger zusammenziehen. Das Sicherste ist, ruhig hinnehmen, was kommt. Fast ist schon das Nachdenken darüber zu viel, denn auch Grübeleien können nicht helfen, sondern bringen dem Menschen seine Ohnmacht nur erst recht zum Bewußtsein.

„Halte dich still, halte dich stumm,
Nur nicht forschen, warum? warum?" (II, 1, 46).

---

[9] Wichtig in meinen Augen ist immer nur der Hergang und die ihm vorausgehende oder ihm folgende Leidenschaft. Also das Menschliche (Brief vom 22. 3. 1895 an Holtze).

Das Thema

Innerhalb dieser allen Fontaneschen Romanen gemeinsamen Grundhaltung erfolgt die erste Unterscheidung durch das Thema.

Das Erstlingswerk V. d. St. schildert, wie sich die Erhebung vom Jahre 1813 in Stadt und Land, bei Adligen, Bürgern und Bauern, alt und jung, arm und reich vorbereitet hat. Ein breites historisches Gemälde ist entworfen, in dem eine Person, Lewin v. Vitzewitz, den Verbindungsmann spielt zwischen all den auseinanderstrebenden Gestalten und Ereignissen, selbst aber ziemlich neutral gezeichnet ist, um die Gefahr zu vermeiden, die bunte Fülle des Ganzen zu verdunkeln. Der Anlage des Buches entsprechend gibt es mehrere Hauptpersonen[1]. Betrachtet man diese für sich, dann bemerkt man, daß sie in genau dieselben Probleme verwickelt sind, die den Inhalt der weitaus meisten Fontaneschen Romane bilden: in Liebeskonflikte (so bei L'Ad., Ell., Graf P., Céc., Irr., Stine, Unwied., Effi). Nur daß diese in V. d. St. nicht die einzigen sind, sondern — wie es das Thema erfordert — unter anderem zur Sprache kommen. Es verhält sich also nicht so, daß hier etwas grundsätzlich anderes als sonst behandelt würde, sondern das Thema ist lediglich weiter gegriffen: was sonst Haupthandlung ist, ist hier nebensächlich, wird sonst die Gesellschaft in ihrer Stellung zu einer Einzelfrage dargestellt, so haben wir sie hier umfassend beschrieben ohne Herauslösung eines Sonderproblems.

Das gleiche wie für V. d. St. gilt für die Novelle „Schach von Wuthenow", nur daß da kein Querschnitt durch die Gesellschaft jener Zeit gegeben wird, sondern daß ein typischer Vertreter derselben herausgegriffen und sein Verhalten als symptomatisch erklärt ist[2]. Auch hier steht also die historische Schilderung im Mittelpunkt, jedoch in einer einzigen Person konzentriert. Mit dem historischen Interesse wetteifert bereits das psychologische, aber im Schatten von beiden findet sich auch hier wieder der typische Liebeskonflikt.

---

[1] Meinst du nicht auch, daß neben Romanen, in denen wir ein Menschenleben von seinem Anbeginn an betrachten, auch solche berechtigt sind, die statt des Individuums einen vielgestaltigen Zeitabschnitt unter die Lupe nehmen? Kann in solchem Falle nicht auch eine Vielheit zur Einheit werden? (Brief vom 9. 12. 1878 an Heyse) (Der Briefwechsel von Th. Fontane und P. Heyse 1850/97, herausgegeben von *Erich Petzet,* Berlin 1928, S. 135).

[2] . . . aber ich wollte mit der Geschichte zugleich ein Zeitbild geben, ja recht eigentlich zeigen, daß der Hergang aus speziell dieser Zeit erwuchs (Brief vom 13. 7. 1882 an Frl. v. Rohr) (Unveröffentl. V. 6).

Eben derselbe spielt in Fr. J. Tr. eine nicht unwesentliche Rolle. Zwar ist er nicht Hauptthema, das lautet vielmehr: die Geldsackgesinnung des Bourgeois; wohl aber bildet er den Anlaß, an dem diese innere Schäbigkeit und Verlogenheit sich so recht deutlich zeigen kann, allerdings für diesmal noch mit glücklichem Ausgang. Auch im Stechlin kommt es in dieser Hinsicht erst gar nicht zu einer tatsächlichen Zuspitzung. Das eigentliche Thema ist wieder anders: die Stellung des Adels in der neu heraufziehenden Ära. Die völlige Nebensächlichkeit der „Liebesgeschichte" hängt mit der zunehmenden erotischen Gleichgültigkeit des greisen Fontane zusammen. Schon im Jahre 1894 schrieb er an F. Stephany, daß ihn nicht die „Liebesgeschichten in ihrer schauderösen Ähnlichkeit" interessierten, sondern „der gesellschaftliche Zustand, das Sittenbildliche, das versteckt und gefährlich Politische, das diese Dinge haben" (Brief vom 2. 7. 1894).

Sieht man auf diesen Ausspruch hin die vorhin genannten Romane (L'Ad., Ell., Graf P., Céc., Irr., Stine, Unwied., Effi) durch, dann zeigt es sich, daß selbst da, wo anscheinend das Gegenteil der Fall ist, doch einzig L'Ad. sich als Liebesgeschichte in speziellem Sinne erweist, allenfalls noch Graf P. (also zwei Frühwerke!). In sämtlichen anderen Erzählungen überwiegt das „Sittenbildliche usw." weitaus. Schon deshalb, weil entweder neben der Liebe noch ein anderes Problem mithineinspielt — in Irr. und Stine das Standesproblem, in Céc. die Vergangenheit der Heldin, in Ell. der Mord — oder es sich — in Effi und Unwied. — wie mehrfach geäußert wird, gerade nicht um Liebe, sondern um den Widerstreit von ehelicher Bindung und Zerstreuungsbedürfnis handelt[3].

Noch ausgeprägter erscheint das Politisch-Sittenbildliche in den beiden Werken, die in der letzten Zeit entstanden sind, den Poggenpuhls und Mathilde Möhring, welche reine Gesellschaftsstudien darstellen .

Außenseiter — dem Thema nach — bleiben Gr. M., U. B. und Quitt. In allen drei Novellen bildet den Kernpunkt der Handlung ein Verbrechen. Bezeichnend für Fontanes Entwicklung bringt das früheste dieser drei Werke auch die grausigste Tat: die Vernichtung einer ganzen Stadt einschließlich der Täterin. In U. B. wird der Mord nur mehr an einer Person begangen, und die Sühne erfolgt im geheimen. In Quitt ist der Totschlag schon fast eine Art Notwehr, zum mindesten handelt es sich um

[3] Als Ebba sich verlobt, sagt Holk: „Es ist gut so; alles fort, alles verflogen" (I, 7, 286). Und Effi kurz vor ihrem Tode: „Und dann hat er den armen Kerl totgeschossen, den ich nicht einmal liebte" (I, 9, 347).

einen Kampf von beiden Seiten, das „alte Wilderer-Recht" steht gegen das neue staatliche[4].

Eng an diese drei Mord- und Kriminalnovellen schließt sich Ell. an, das ein Jahr nach Gr. M. erschien. Hier wird der tödliche Kampf bereits Mann gegen Mann ausgetragen, kein feiger Überfall spielt mit hinein, und der alte Bocholt büßt seine Heftigkeit dadurch, daß er selbst an der Mordstelle sein Leben endet. Auch entspringt in diesem Fall die Tat nicht der Rachsucht, Geldgier oder verletztem Machtgefühl, sondern ergibt sich im Kampf um eine Frau, und damit leitet Ell. zu den vorhin erwähnten Romanen über. Auch dort fordert ein solcher Zwiespalt häufig Blut, aber aus dem wilden Zweikampf ist in der Sphäre der oberen Zehntausend das Duell geworden (Céc., Effi). Und noch stiller und verhaltener — man möchte sagen Fontanescher — klingt die Geschichte aus, wenn der Urheber des Unglücks sich selbst das Leben nimmt, die Unruhe, die er heraufbeschworen hat, durch das eigene Sichausschalten tilgt (Graf P., Stine).

Anders steht es mit Schach. Sein Selbstmord beruht auf einem Versagen, steht in schroffem Widerspruch zu seinen Pflichten und hat mit selbstlosem Zurücktreten nichts zu tun. L'Ad. bildet wieder eine Ausnahme: Van der Straaten lehnt es ironisch-überlegen ab, sich totschießen zu lassen.

Etwas anders verhält es sich mit den Geschichten, in denen sich der Kampf zwischen zwei Frauen abspielt. In gewisser Hinsicht gehört schon Gr. M. hierher. Die erste Ursache des Zerwürfnisses zwischen Grete und Trud bildet die Eifersucht der letzteren auf Valtin, Gretes Gespielen. Eine Eifersucht, allerdings nicht auf den Jungen als Person, sondern allgemeiner genommen auf das Glück, das durch seine Liebe und Freundschaft Grete zuteil wird und das Trud nie erfahren hat.

In den Romanen, in denen der Mann zwischen zwei Frauen schwankt, spielt dieser oft eine wenig glückliche Rolle. Am kläglichsten wieder kommt Schach weg, bei dem aber zu erinnern ist, daß er als typischer Vertreter der ganzen gesunkenen Vorjenaer Gesellschaft zu gelten hat. In eine ähnliche Epoche sittlichen Verfalls ist Holk (Unwied.) gestellt, nämlich an den Kopen-

[4] Ist auch dies vielleicht nicht mehr die Empfindung des heutigen Lesers, so war es doch die von Fontane: „Ermordet durch einen Wilddieb". Ich finde dies zu stark. Förster und Wilddieb leben in einem Kampf und stehn sich bewaffnet Mann gegen Mann gegenüber. Der ganze Unterschied ist, daß der eine auf dem Boden des Gesetzes steht, der andere nicht. Aber dafür wird der eine bestraft, der andre belohnt. Von „Mord" kann in einem ebenbürtigen Kampf nicht die Rede sein (Brief vom 16. 6. 1885 an Mete).

hagener Hof in die Zeit vor dem Preußisch-Dänischen Kriege. Während aber Victoire Schachs Verlust überwindet, kann Christine — obwohl Holk zu ihr zurückkehrt — ihren Schmerz nicht vergessen und endet freiwillig ihr Leben.

In der Idee ähnlich wie L'Ad. geht Irr. aus: nach innerer Versöhnung mit dem Schicksal erfolgt am Schluß auch die äußere. Van der Straaten gibt Melanie das Bild zum Zeichen, daß er ihr vergeben hat — Lene heiratet.

In Fontanes letzten Romanen (Fr. J. Tr., Poggp., Stechlin, M. M.) geht es friedlich und versöhnlich zu, d. h. die Gegensätze entwickeln sich erst gar nicht zu äußerster Härte. In dem ersten Werk, V. d. St., ist die Spannung ebenfalls nicht voll ausgeführt, sondern die für Lewin mögliche Entscheidung zwischen Kathinka und Marie dadurch behoben, daß er die Mädchen nacheinander, nicht nebeneinander liebt. Dagegen erinnert Tubals Schwanken zwischen Renate und Marie in der Rückkehr zu der ersten an Holk, nur daß mit der Verlobung erst alles angedeutet und durch den vorzeitigen Tod abgebrochen wird, was später als Ehegeschichte im großen durchgeführt ist.

Zusammenfassend kann man folgende zusammengehörige Gruppen feststellen:

Den Auftakt bilden V. d. St. und Schach. Ersteres hat in seiner Unausgesprochenheit, bei der alles noch im Keim liegt, am meisten Ähnlichkeit mit dem letzten Werk, dem Stechlin, womit der Dichter wieder da einmündete, wo er begonnen hatte[5], während Schach bereits stark in der Nähe der späteren Gesellschaftsromane steht. Diese in speziellem Sinne sind L'Ad., Graf P., Céc., Irr., Stine, Unwied., Effi; Fr. J. Tr. führt von dort zu den Alterswerken, den Poggp., Stechlin und M. M. hin. Ell. steht dicht neben Gr. M., die ihrerseits den Übergang zu U. B. und Quitt bildet.

Mögen in den folgenden Teilen, welche die Einzelpersonen und die Motive bei Th. Fontane behandeln, die Fäden des Vergleichs auch noch so kreuz und quer gespannt werden, diese thematische Zuordnung bleibt unerschüttert, und mit ihr ist — auch wenn es nicht ausdrücklich jedesmal erwähnt wird — stets zu rechen.

---

[5] Schon früher hatte Fontane eine ähnliche Entwicklung seiner Interessen wahrgenommen. Bereits im Jahre 1885 am 18. 8. schreibt er an Emilie Zöllner: „In den ersten sechs Wochen hab ich nur Verse geschrieben, Lieder und Balladen, so daß ich mit 65 wieder bei 25 und beinah bei 15 angelangt bin. Die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, der Ring, der sich schließt. Man sagt, das bedeutet das Ende."

Die Personeneinteilung

Bevor an eine Einzelbehandlung der Haupt- und Nebenpersonen gegangen wird, ist es nötig, in einer Überschau der Gesamtbestand an Personen kurz festzustellen.

Obwohl der gesellschaftliche Raum in den Fontaneschen Romanen außerordentlich weit gespannt ist — er reicht von hohen und allerhöchsten Herrschaften bis herab zu den Fahrenden und zu ausgesprochenem Gesindel — ist er doch nur verhältnismäßig spärlich ausgefüllt, d. h. bestimmte Gesellschaftskreise kommen immer wieder vor, und andere fehlen gänzlich. Doch liegt Fontanes Bereich vornehmlich in der Oberschicht der Gesellschaft, und soweit „kleine Leute" herangezogen werden, geschieht es in den meisten Fällen unter dem Gesichtspunkt, wie sie mit dieser zusammenhängen. In V. d. St. haben zwar die Dörfler und Berliner Kleinbürger eine gewisse Selbständigkeit, trotzdem läßt sich ihr Auftreten nicht im entferntesten vergleichen mit der Rolle, die der Adel spielt, und die wichtigeren von ihnen sind es eben darum, weil sie mit jenem irgendwie zu tun haben (Kniehase, Seidentopf, Schorlemmer, Marie, Hoppenmarieken, Kubalke und Töchter, Frau Hulen). In Schach, Céc., Unwied., Graf P., Effi, den Poggp. und dem Stechlin ist alles aus der Perspektive des Adels gesehen, wenn auch in den zwei letzten Büchern aus der des absinkenden. In Gr. M. haben wir sozusagen städtischen Adel vor uns, die Patrizierkreise, die die höchsten Stellen in Tangermünde besetzt halten, Kaufmannsfamilien von Tradition.

Nicht ganz dasselbe gilt für L'Ad. und Fr. J. Tr. Zwar handelt es sich hier nicht um kleine Leute, aber es ist noch nicht allzulange her, daß sie es waren. Doch haben auch sie eine gewisse Tradition und gehören — mehr als vielleicht gut ist — der Obersphäre der Gesellschaft an. Zwar wird in Irr. das Plättmädchen Lene und in Stine die Witwe Pittelkow samt ihrer Schwester, die Näherin ist, zur Hauptperson erhoben, aber nur darum, weil sie in ganz bestimmter Beziehung zu den adligen Offizierskreisen der Stadt stehen. Die gesellschaftlichen Konflikte, die sich beim Zusammenstoß zwischen dieser und jener Sphäre ergeben, haben den Dichter zur Darstellung gereizt. Immerhin ist schon in „Stine" ein starkes Interesse für das Leben des Kleinbürgers als solches bemerkbar. Dies setzt sich fort in der Erzählung M. M., Fontanes letzter, nicht ganz vollendeter Novelle, wo zum erstenmal der Tageslauf des „petit crevé" — „das ärmste Leben, das ein Menschenkind führen kann" (I, 8, 87/88) — den Mittelpunkt bildet. In gewissem Sinne

dienen auch die Poggenpuhls als Vorstufe dazu, denn, obwohl adlig und die Vornehmheit stark betonend, stehen sie praktisch doch kaum anders da als die Buchhalterswitwe Möhring [1].

Erst ziemlich spät also hat der Dichter die Welt der einfacheren Leute zum Hauptthema seiner Schilderungen gewählt, und Kleinstadtbeschreibungen in diesem Sinne fehlen so gut wie ganz. Für Mathilde Möhring ist die Kleinstadt Episode, sie kommt ja auch wegen Hugos Krankheit kaum aus dem Haus und mit den Einwohnern in Berührung. Effi zwar verbringt ein traurig-langweiliges Jahr in der kleinen Seestadt Kessine, aber das Leben und Treiben dort wird doch nur insoweit geschildert, als es sie persönlich irgendwie berührt, d. h. fast gar nicht, denn alles „Interessante" wie z. B. die Konsuln usw. kommen gesellschaftlich nicht in Frage. Der einzige, mit dem sich ein Umgang ermöglicht, ist Gieshübler, und der wieder ist nicht Typus dieser Stadt, sondern ragt in all und jedem weit darüber hinaus. Noch einmal taucht eine ähnliche Szenerie auf, als Franziska, nachmalige Gräfin Petöfy, aus ihrer Jugend erzählt, die gleichfalls in eine norddeutsche Hafenstadt fiel. Hier ist schon mehr von der besonderen Atmosphäre einer solchen zu spüren, denn erstens erlebte das Kind eindringlicher als die Erwachsenen, und zweitens stand der Pastorstochter offen, was für Effi als Gattin des Landrats sich von selbst verbot. Aber diese Kapitel wieder sind trotz aller Lebendigkeit eine bloße Rückschau und bedeuten im Fontaneschen Gesamtwerk nur wenig.

Anders steht es mit dem Dorfe. Äußerst eingehende und liebevolle Schilderungen desselben finden wir in V. d. St. und U. B., zum Teil auch noch im Stechlin. Eine Ausnahme bilden die Romane, die nicht in der Mark spielen. Hier kannte Fontane, der auf Sommerfrischeneindrücke angewiesen war, sich nicht genügend aus, weshalb Sophie v. Poggenpuhls Berichte aus Adamsdorf (Schlesien) ausschließlich von ihr selber und den Verwandten handeln, weshalb in Quitt, das in derselben Gegend spielt, außer den beiden Hauptpersonen und deren Haushalt nur der Pastor eine gewisse Rolle einnimmt, und der ist — wie

[1] Wie Fontanes Anschauungen sich im Alter gewandelt haben, geht aus einem Brief hervor: „Was ich noch einen Zug fühle, zur Darstellung zu bringen, das sind die kleinsten, alltäglichsten Hergänge. Verführungen, Entführungen, Radauszenen und alles das . . . ist mir ein Greuel" (Brief vom 21. 7. 1894 an Neumann-Hofer). Und noch ein anderer Brief, schon vom 23. 1. 1890, sagt Ähnliches: „Da ich nirgends auf das Große aus bin (das findet doch seine Darsteller), sondern auf das Mittlere, selbst auf das Kleine, das ich idyllisch und humoristisch angeflogen, am liebsten behandle" (an Jacobi).

noch gezeigt werden wird — feststehende Nebenfigur. Statt der dörflichen Typen, die in U. B. beigeordnet, das Geschehen mit ihren Reden begleiten, sind hier Touristen gewählt, waschechte Berliner. Dasselbe gilt von Ell. Auch hier ist ein Förster die Hauptperson, aber keineswegs ersteht das Harzdorf vor uns, wie es das Natürliche gewesen wäre. Statt dessen hört man von Beziehungen zum Adel, die durch das Pflegekind Hilde und auch durch den Förster selbst, der dort in Diensten steht, gegeben sind. Aus dem ganzen Dorf ist nur von einem alten Hirten die Rede, der gleichfalls im Schlosse verkehrt.

Diese Bevorzugung gewisser gesellschaftlicher Schichten ist wichtig, da sie in ihrer Wiederholung Anlaß und Grund bilde für die immer wiederkehrenden typischen Personen und Motive.

Betrachtet man von dieser Grundlage her die einzelnen Berufe, dann ist vor allem das Überwiegen des adligen Offiziers und Gutsherrn festzustellen[2]. Mit Ausnahme von Gr. M. — wo ja die historische Gegebenheit dem Dichter gewisse Einschränkungen auferlegte — finden sich selbst in Romanen, in denen eigentlich ein ganz anderes Milieu im Mittelpunkt steht, doch stets irgendwelche Adligen untergebracht. So hören wir in L'Ad. und Fr. J. Tr., die beide an und für sich Kaufmannskreisen angehören, von Gryczinski und seinen Kameraden (Schnabel, Tigris, Wensky) oder von Leutnant Vogelsang und den Damen v. Bomst und v. Ziegenhals. In Ell. ist die gräfliche Familie auf Emmerode eng sogar in die Begebenheiten verwoben, weniger wichtig dagegen sind die jungen, dort sich zu Gast findenden Offiziere. Nur ganz oberflächlich wird in Quitt von einem „gnädigen Herrn" gesprochen, deutlicher, aber ganz ohne Zusammenhang mit der eigentlichen Handlung zeigt sich Leutnant v. Kowalski, der Begleiter der Familie Espe. Auch in U. B. werden in einer kurzen Szene Offiziere angeführt, und sogar in M. M. tritt noch ganz zum Schluß der alte Graf Goschin auf. Dieses Übergewicht wird vermehrt durch das häufige Vorkommen gesellschaftlich hochgestellter Personen, regierender Fürsten, oberer Beamter und — als Ergänzung auf der weiblichen Linie: der Hof- und Stiftsdamen.

All diese samt ihrem Anhang, d. h. in erster Linie samt ihren Bediensteten, wie Zofe, Bursche, Diener, Köchin und dergleichen, ferner dem Gärtner und Inspektor (auf dem Lande), dem Hauswirt und Portier (in der Stadt), stehen im Mittelpunkt der Fon-

[2] „Trotz ihrer enormen Fehler bleiben märkische Junker und Landpastoren meine Ideale, meine stille Liebe" (Brief vom 9. 6. 1884 an Emilie)

taneschen Schilderungen. Mit den letzteren, den Vermietern, ist schon der Übergang gegeben zu einer Gruppe von Menschen, die meist im Schatten der anderen stehend, doch in einem Roman (M. M.) das Hauptinteresse auf sich gelenkt haben und nun ihrerseits die anderen überflügeln. Ähnlich ergeht es den Kaufleuten, die sonst Nebenfigur, sogar in zwei Werken (L'Ad. und Fr. J. Tr.) in den Mittelpunkt gestellt sind, ferner den Schauspielern, die in Graf P. zwar nicht die ausschließliche, wohl aber eine Stelle unmittelbar neben dem Adel einnehmen. Außerdem spielt in zwei Novellen (Ell., Quitt) ein Förster eine nicht unwesentliche Rolle, und schließlich ist es in U. B. der Krüger, der in den Vordergrund gerückt, das alleinige Interesse für sich in Anspruch nimmt. Die Aufmerksamkeit des Lesers hat der Kaufmann in Fr. J. Tr. mit dem Gelehrten zu teilen, der fast ohne Vorgänger und Nachfolger ganz plötzlich in der Reihe der anderen auftaucht.

Neben diesen finden sich in der Stadt wie auf dem Lande Ärzte und Pastoren, die in fast keinem Roman fehlen dürfen, und ferner eine Unzahl einfacher Leute, die auf dem Lande als Bauern, in der Stadt unter verschiedenen belanglosen Berufen eine in sich wenig gegliederte Masse bilden. Bei ihnen allen überwiegt das Gemeinsame bei weitem des Persönliche. Kleinere individuelle Züge, die manchen mit viel Humor zugeteilt sind, können daran nichts ändern, daß der Einzelne doch zu wenig ausgebildet ist, um ein tieferes Interesse auf sich zu lenken.

Alle übrigen Stände und Berufe, an denen eine Großstadt so reich ist, bleiben völlig unberücksichtigt. Die ganze aufstrebende Technik und Industrie ist außer acht gelassen. Zwar wird uns Treibel als Berliner-Blau-Fabrikant vorgestellt, aber das ist nichts als ein kurzer Hinweis, auf welche Art er und seine Voreltern ihr Vermögen zusammengebracht haben. Zwar ist Leslie Gordon (Céc.) Zivilingenieur von Beruf und hat in dieser Eigenschaft die halbe Welt bereist, doch auch ihn lernen wir im eigentlichen Sinne bei der Arbeit nicht kennen. Der Industrielle, zu dem er eines Abends eingeladen ist, wird ebenfalls nicht weiter greifbar, bezeichnend dafür ist schon, daß er nicht einmal mit Namen genannt ist. Gideon Franke (Irr.) ist Werkmeister in einer Röhrenfabrik, aber gerade das ist nicht charakteristisch für ihn. Es soll im Gegenteil nur andeuten, daß er einen gut bürgerlichen Beruf hat und nicht in amerikanischem Stil auf Wanderpredigt aus ist. Und schließlich sind Lene und Stine als Heimarbeiterinnen für ein größeres Unternehmen tätig, doch ist zur Kennzeichnung dieser beiden wohl nichts gleichgültiger

als das. Fleißig, ordentlich und stolz auf ihrer Hände Arbeit, das sind sie beide, aber sie sind es unabhängig von jedem Beruf. Und damit wird zugleich noch auf etwas anderes Wichtiges und für Fontanes Art Charakteristisches hingewiesen: auf die Bedeutung des Berufes für Haupt- und Nebenpersonen.

Die Hauptpersonen sind rein wesensmäßig zu unterscheiden, und ihr Beruf ist mehr oder minder nebensächlich. Der ehemalige Offizier St. Arnaud ähnelt im Charakter dem Förster Baltzer Bocholt viel mehr als seinen Standesgenossen Graf Petöfy zum Beispiel oder Schach. Wilibald, der Gelehrte, rückt durch seine Güte in die unmittelbare Nähe des alten Dubslav v. Stechlin, der gleich ihm viele Züge Fontanescher Selbstdarstellung enthält. Ebenso weist Van der Straatens Art mehr dorthin als in Treibels Richtung. Trotzdem haben wir hier natürlich schon Ansätze zu beruflichen Verbindungslinien. Bocholt, geformt durch die Härte seines Berufes, ist auch als Haustyrann der Vorläufer von Opitz. Und der Adel auf dem Lande, vertreten durch Berndt v. Vitzewitz und Dubslav v. Stechlin, unterscheidet sich stark von Hofleuten wie Ladalinski, Schach (Holk nimmt eine Zwischenstellung ein) oder solchen, die sich in der großen Welt umgetan haben (Graf Petöfy, St. Arnaud, Barby).

Eine gewisse Rolle spielt der Beruf noch bei den Hauptpersonen jüngeren Alters, die zum großen Teil Offizier sind oder waren (Egon, Botho, Waldemar, die Poggenpuhls, Woldemar); doch auch hier mischt sich schon anderes mit hinein. Lewin ist ein Landjunker, der zeitweilig einige Kurse an der Universität belegt hat, Hugo dagegen studiert, um Verwaltungsbeamter zu werden. Tubal, Valtin und Martin nehmen überhaupt keine feste Stellung ein, es sind Söhne ihres Vaters wie Leopold Treibel. Lehnert Menz war ursprünglich Handwerker (Stellmacher), doch ist dies ganz ohne Belang für sein Schicksal, und Marcell endlich ist Gelehrter.

Bei den Frauen läßt sich in der Beziehung erst recht kein Maßstab anlegen, wie das Beispiel von Lene und Stine gezeigt hat. Dagegen ist bei den Nebenpersonen für beide Geschlechter Charakter, Art und Wirkungskreis ganz genau durch Beruf und Stellung festgelegt. Der Pastor bei Fontane oder der Arzt — das sind Begriffe, die trotz mancherlei Einzelabweichungen doch etwas Allgemeingültiges enthalten, das auf alle Vertreter dieser Gattung paßt. Und ebenso steht es mit dem Junker, dem Offizier oder auch mit dem Gärtner, dem Schauspieler oder gar mit der Zimmervermieterin.

Man kann den Unterschied zwischen Haupt- und Nebenpersonen bei Fontane geradezu so formulieren, daß letztere nie über ihre Kaste hinauskommen, wogegen die ersteren nie ganz darin aufgehen. Die Hauptpersonen haben etwas menschlich Allgemeines an sich, was sie einerseits emporhebt, andererseits ihnen oft (nicht immer!) eine gewisse Unbestimmtheit verleiht[3]. Die Nebenpersonen dagegen entwickeln innerhalb der ihnen auferlegten Schranken eine bis zum Äußersten geführte Lebendigkeit. Aus Typen werden Originale. Diese Art der Menschenschilderung lag Fontanes ganzer Veranlagung weit mehr als jene andere[4], weshalb es auch in dem Gedicht auf „Stine", die Novelle, in der er seiner Neigung zum Genre besonders weit nachgegeben hat, heißt: „Nebenfiguren sind immer das beste!" (II, 9, 157).

[3] Diese äußert sich u. a. schon darin, daß die Hauptpersonen so gut wie nie Dialekt sprechen, die Nebenpersonen überaus häufig.

[4] „Ich bekenne aber doch, daß mir Gestalten, von denen ich glaube, die Knöpfe des Rockes und die Venen der Hand zählen zu können, lieber sind, als diese Richtungen und Prinzipien vertretenden Schatten" *(Fontane:* Literarische Studien und Eindrücke — Goethe) (II, 9, 226).

Die Charaktere (meist Hauptpersonen)

Die Generationen

Ist es in V. d. St. noch teilweise äußerst schwer, die Hauptpersonen herauszulösen und gegenüber der großen Menge der sorgfältig durchgebildeten Nebenpersonen abzugrenzen, so ist schon in des Dichters zweitem Gesellschaftsroman (Schach) die Konzentration so weit fortgeschritten, daß dies mühelos geschehen kann. Die hier sich ergebende Dreizahl (Schach, Frau v. Carayon, Victoire) wiederholt sich in den meisten späteren Erzählungen, zum mindesten gilt sie für L'Ad., Graf P., Céc., Irr., Stine, Unwied., Effi. Desgleichen erweist sich Ell. in diesem Punkt hierher gehörig, wogegen man bei Gr. M. schon schwanken kann, ob nicht die alles überragende Gestalt der Grete allein als Hauptperson zu werten sei, wie das bei den beiden Kriminalnovellen U. B. und Quitt mit Hradscheck und Menz zweifellos der Fall ist.

Unbestimmter sind diese Grenzen wieder in den Altersromanen, wo der typische Konflikt zurücktritt, d. h. in Fr. J. Tr. und dem Stechlin, besonders aber bei Poggp. In M. M. ist der Kreis so begrenzt, daß nur mehr für zwei Vordergrunds-Gestalten Raum bleibt.

Ursprünglich war es Fontanes Wunsch, mit V. d. St. und dem Stechlin einen Entwicklungsroman zu geben, und zwar in dem Sinne, wie sich eine ganz neu und besser empfindende Jugend gegen die väterliche Autorität durchsetzt. Da aber seiner ganzen Veranlagung und seinen Fähigkeiten die Darstellung des Zuständlichen am meisten entsprach, kam es notwendigerweise zu einem Zwiespalt, der noch deutlich spürbar ist. Denn in beiden Romanen ist der Gegensatz zwischen alten und neuen Ideen überhaupt nicht so weit herausgearbeitet, als es für entscheidende Auseinandersetzungen erforderlich wäre. Vielmehr beginnt die

Jugend da, wo das Alter aufgehört hatte, führt also das Werk der Eltern fort, statt es zu stürzen und eigenes an seine Stelle zu setzen.

Immerhin existiert ein gewisser sachlicher Gegensatz, der aber von Anfang an in ganz bestimmten, ziemlich eng gezogenen Grenzen bleibt, um schließlich im Sande zu verlaufen. Den persönlichen Konflikt, den Kampf zwischen älterer und jüngerer Generation um eine Frau, findet man erst in den anderen Romanen [1].

Besonders tragisch ist dieser Zwiespalt in Ell., wo es sich um Vater und Sohn handelt. Ins Scherzhafte gewandt deutet Emrentz (Gr. M.), die mit dem alten Zernitz verheiratet ist, dasselbe an: „Hätt ich noch vier Jahre gewartet", sagt sie zur Nachbarin, „ich glaube fast, ich hätte besser zu dem Jungen als zu dem Alten gepaßt" (I, 2, 334). In Graf P. ist die verwandtschaftliche Beziehung zwar etwas weiter, immerhin ist es der Neffe, der dem Oheim Franziska streitig macht. In L'Ad. erscheint Rubehn als Sohn des Van der Straaten nah befreundeten Hauses, in Céc. dagegen ist Gordon, der Gegner St. Arnauds, eine beinah gleichgültige Reisebekanntschaft. Bei Effi erscheint der Fall wieder schwerwiegender, da Crampas Innstettens Freund war „oder doch beinah" (I, 9, 292). Doch gilt hier der Hauptpunkt nicht mehr, von dem wir ausgingen, es stehen sich nicht alte und junge Generation gegenüber, es ist nicht mehr das natürliche Hinneigen von jung zu jung. Eine Möglichkeit dieser Art, die anfänglich auftaucht, daß Vetter Dagobert Effi gefährlich werden könnte, ist von der Heldin selbst weit fortgewiesen. So gehören beide Männer einer und derselben, und zwar der älteren Generation an, und Effis Fehl läßt sich in diesem Sinne nicht rechtfertigen oder doch entschuldigen.

Es kommt hinzu, daß Effi den Unterschied der Jahre zwischen sich und Innstetten überhaupt nicht als schlimm empfindet, sondern im Gegenteil ganz zufrieden damit ist. Dagobert kommt ihr noch wie „ein halber Junge" (I, 9, 36) vor. Hieran läßt sich gut die Überlegenheit, die Fontane in immer stärkeren Maße den älteren vor den jungen verlieh, erkennen. Besonders die verstandesmäßig eingestellten Frauen haben dafür ein scharfes Auge. Schon in V. d. St. rief Kathinka, begeistert über Berndt, aus: „Voilà notre ancien régime!" (I, 1, 343). Und genau noch

[1] Einen sachlichen Gegensatz, der persönlich wird, gibt es nur in Quitt. Zudem fehlt dort der Generationsunterschied, nach zwei Seiten hin bildet dies Werk also eine Ausnahme.

so im Stechlin Melusine: „Ja, die alte Garde!", womit Dubslav gemeint ist (I, 10, 375).

In Fr. J. Tr. stehen die Generationen nicht mehr in Streit einander gegenüber, sondern sind zueinander in Parallele gesetzt. Die lange zurückliegende Rivalität Wilibalds und Treibels lebt neu wieder auf durch die Bemühungen Leopolds wie Marcells um Corinna[2].

Das Grundverhältnis von alter und junger Generation erscheint wieder an den Frauen. In Schach schwankt die Wahl zwischen Mutter und Tochter, doch nimmt hier die Sache eine völlig neue Wendung: was zum Gegensatz zwischen Josephine und Victoire hätte werden können, wird durch ihre gegenseitige Liebe, die immer der anderen das beste gönnt, gänzlich ausgeschlossen.

Auf das erbittertste hingegen kämpfen die Generationen in Gr. M. Obwohl Trud und Grete im Grunde auf gleicher Stufe stehen, denn sie sind Schwägerinnen, ist doch der Altersunterschied so stark, daß Trud seit dem Tod des alten Minde eine Art Mutterstelle an Grete vertritt. Hier geht die Auseinandersetzung aber zunächst um nichts Konkretes, sondern nur im allgemeinen ist eine Feindschaft wach, die sich instinktiv zwischen zwei so gegensätzlich gearteten Naturen einstellte. Erst am Schluß der Novelle, als der Haß sein Streitobjekt, die Erbschaft, gefunden hat, entbrennt er lichterloh und vernichtet ohne Rücksicht und Erbarmen alles, was er nur treffen kann.

---

[2] Fontane gehört zu den Dichtern, die sich nicht wiederholen. Bei anscheinend weitester Übereinstimmung sind die Unterschiede gerade am stärksten. So z. B. deutlich bei Effi und L'Ad., die in der Grundanlage völlig gleich sind: Bei beiden ist es der Freund des Hauses, der als solcher, frei von Beargwöhnung, die Ehe bricht — aber wie unterschiedlich sind die einzelnen Persönlichkeiten gebildet! Am meisten ähneln sich noch Effi und Melanie. Sogar im Äußern, das — wie noch gezeigt werden wird — bei Fontane meist einer bestimmten Charakteranlage entspricht. Und so sind sie auch innerlich Abstufungen ein und desselben Temperamentes. Aber wie wenig dem Wesen nach vergleichbar ist Van der Straaten mit Innstetten! Und was ist aus der unpersönlichen, kaum greifbaren Gestalt des Liebhabers, wie sie Rubehn verkörpert, in „Effi Briest" geworden, wo Crampas und Innstetten sich fast gleichwertig gegenüber stehen, wo die Schilderung fast ausgewogen ist.

Aus dieser kurzen Besprechung schon ersieht man, was Gleichheit bei Fontane bedeutet: ein gewisses Übereinstimmen in den Grundzügen, aus dem heraus sich erst die reichste Mannigfaltigkeit entwickelt. Keine schablonenhafte Anwendung immer wiederkehrender Züge, sondern ein fortschreitendes Enwickeln und Umgestalten von Werk zu Werk, ein Drehn und Wenden seines Grundproblems: der Stellung des Einzelnen innerhalb der Gesellschaft, bis es nach jeder Seite hin ausgeschöpft zu sein scheint.

Einen solchen Ausbruch finden wir nirgends weiter in Fontanes Werken. Im Gegenteil! In sämtlichen ähnlich gearteten Fällen ringt sich entweder die eine der beiden gegnerischen Frauengestalten zum freiwilligen Verzicht durch oder wird anderweitig so in Anspruch genommen, daß der Zwiespalt von selbst aufhört. In Irr. ist ein derartiger Konflikt überhaupt nur angedeutet. Lene sieht Botho mit einer Dame und deren Tochter spazierenfahren und schreibt, die Zukunft schon befürchtend: „Einer ganz jungen gönne ich dich, wenn's durchaus sein muß. Aber einer Alten? Und nun gar einer Mama? Nein, nein, die hat ihr Teil!" (I, 5, 154). Die Verehrung Innstettens für Frau v. Briest ist längst verjährt, der Heirat mit der Tochter steht nichts mehr im Wege.

Anscheinend heftig streiten zu Anfang noch Jenny und Corinna, die eine um den Sohn, die andere um den Verlobten, aber im tiefsten Grunde ist es der klugen Professorstochter ja gar nicht ernst. Ihr „Verzicht" ist mehr die Erlösung von einem Menschen, der ihr schon vor der Hochzeit zuwider geworden war. Zwischen Melusine und Armgard besteht überhaupt keine Spannung mehr. „Ich habe nur die Freude, du hast auch die Last" (I, 10, 328), sagt die ältere am Verlobungstage zu der Schwester. Die Gefühlseinstellung ist hier wie zwischen Frau v. Carayon und Victoire, nur daß es sich im Stechlin nicht um Mutter und Tochter handelt. Trotzdem ist das Verhältnis der Geschwister zueinander ein ähnliches. Melusine, an Jahren Armgard weit voraus, hat diese nach dem Tode der Mutter erzogen, in diesem Sinne genau den Verhältnissen in Stine entsprechend, wo der Konfliktstoff aber deshalb aus der Welt geschafft ist, weil beide Schwestern so unähnlich wie möglich sind und gänzlich verschiedenen Neigungen nachgehen.

Voll gewahrt ist der Alters- und Generationsunterschied in Unwied. Aber er verschwindet so gut wie ganz vor dem Gegensatz der Charaktere. Lediglich der Charakteranlage nach unterscheiden sich Kathinka und Marie (V. d. St.). Eine stärkere Übereinstimmung mit Unwied. bildet, daß Kathinka genau wie Ebba sich nach anfänglich scheinbarer Zuneigung zu Lewin bzw. Holk, doch lieber einem anderen zuwendet. Beide, Marie und Christine, spielen die Rolle „des faute de mieux" (I, 7, 282), wie letztere es einmal in ihrer Gekränktheit nennt. Nur daß Maries Stellung zum Leben eine völlig andere ist als Christines, daß sie das Ganze nicht als Kränkung, sondern geradezu als Sieg auffaßt.

Gleichaltrig sind auch Lene und Käthe (Irr.), und was den Charakter betrifft, so ist kein Zweifel, wem Botho sich zuwenden würde, wenn er freie Wahl hätte. Was Lene von vornherein zum Verzicht zwingt, ist das Fehlen von Adel und Reichtum. Obwohl sie genau wie Marie unbekannter Herkunft ist, haben sich doch die Verhältnisse im ganzen geändert, und auch Fontane in seinen Anschauungen ist strenger geworden. Was der „Märchenprinzessin", die „auf Sternen gehen" konnte, noch glückte, verbietet sich für Lene, die mit beiden Füßen auf der Erde steht und recht gut weiß, wie es in der Wirklichkeit aussieht.

In den Poggp. stehen alte und junge Generation sich nicht mehr gegenüber, sondern kämpfen Schulter an Schulter genau wie in M. M., und zwar hier wie dort gegen denselben Feind, der auch in U. B. die Verwirrung schafft: gegen die Armut. Nur ist es in den Poggp. und U. B. ein Kampf gegen die Verarmung, welche die Deklassierung im Gefolge hat, bei M. M. ein Ringen um den Aufstieg. In allen drei Fällen wird es geschafft, aber wie verschieden! U. B. erweist sich durch seine gewaltsame Lösung (Mord) als eine der früheren Arbeiten Fontanes, die Poggp. und M. M. erreichen dasselbe Ziel durch die Güte der Verwandten, bzw. die eigene Tatkraft.

Männercharaktere

Die Verbindungslinien, die sich so für die Hauptpersonen im allgemeinen vom ersten bis zum letzten Werk ziehen lassen, werden durch genauere Untersuchung der Charaktere noch verstärkt. Als erstes fällt jedem Fontaneleser auf, daß bei den Männern die ältere Generation — ohne Unterschied von Stand und Lebensführung — die jüngere an Lebendigkeit der Darstellung wie auch an persönlicher Charakterschärfe durchweg übertrifft. Das macht sich um so stärker bemerkbar, je später ein Werk datiert ist. Genau wie der Dichter erst im Alter „ganz er selbst" war, so haben auch seine Helden erst dann die volle Bestimmtheit.

Noch ziemlich ausgeglichen ist in V. d. St. das Verhältnis zwischen Berndt und Lewin. Beide stehen sich etwa gleichwertig gegenüber, auf jeden Fall ist der ältere nicht überragend geschildert. Dies mag mit daran liegen, daß die Darstellung des fanatischen Hasses, die Berndts Haupteigenschaft im Gegensatz zu dem Sohn bilden sollte, dem Dichter weniger lag. Wieder

hat sich ein Zug des eigenen Lebens eingeschlichen: genau wie Fontane im zunehmenden Alter immer milder, gütiger und zum Verzeihen geneigter wurde, so ließ er auch diese Eigenschaften an seinen Personen immer stärker hervortreten. Schon in den Schlußteilen von V. d. St. zeigt Berndt mehr von dieser Wesensart, wie überhaupt ein merkwürdiges Schwanken in ihm ist. Wieder muß man das Frühwerk in Anschlag bringen, wo eine gewisse Unausgesprochenheit im ganzen noch vorherrscht.

In Gr. M. ist der alte Jakob Minde von großer Güte und Milde, nur haben wir es hier mit einer wenig ausgeführten Nebenfigur zu tun, die daher nicht entsprechend zum Vergleich heranzuziehen ist. Doch ist er trotz seiner Nachsicht, solange nur ein Hauch von Leben noch in ihm ist, Herr im Hause, und sein Wille gilt als ausschlaggebend und bleibt dem des Sohnes stets überlegen.

In Ell. ähnelt Baltzer Bocholt wieder mehr dem Typus Berndts v. Vitzewitz. Aber die teilweise Härte Berndts, die sich aus den Schicksalsschlägen, die er empfangen, verstehen läßt, hat sich bei ihm in düstere Strenge gewandelt, die seine Umgebung nicht aufatmen noch froh werden läßt. Gegenüber seinem Sohn erweist er sich als der weit Mächtigere.

Die finstere Wesensart nimmt Fontane in der Folge nur noch einmal auf, in der Gestalt des St. Arnaud (Céc.). In Quitt bereits ist zu der Strenge und Energie Obadjas eine große Herzensgüte hinzugetreten. Plötzliche Heftigkeit wurde noch Van der Straaten (L'Ad.) zuteil, im übrigen jedoch bedarf dieser nicht mehr der Härte. Er ist kraft der inneren Größe seines Charakters imstande zu verzeihen und nicht mehr zur Rache geneigt. Bezeichnend ist, daß das Gewaltsame, Brutale wieder den Anfangswerken Fontanes angehört, in den Spätwerken dagegen ausschließlich der gütige, mildere Typus durchgeführt ist.

Von Van der Straaten direkt führt die Linie zu Graf Petöfy, der nicht nur verzeiht, sondern sogar sich selbst ausschaltet, als er fühlt, daß er überflüssig wird. In Stine ähnelt ihm der alte Graf in mancher Hinsicht, nicht zum wenigsten, weil beides ausgesprochene Großstadtmenschen sind — wie auch Van der Straaten und später Wilibald Schmidt — ferner durch das gemeinsame Interesse für Theater und durch die Freude am Plaudern, die übrigens die meisten der älteren Generation haben. Nur daß dem Grafen Petöfy die Rolle obliegt, die in Stine Graf Haldern und sein Neffe Waldemar ausfüllen. Beide, der alte Petöfy wie Haldern, sind entschieden schärfer und charakteristischer ge-

zeichnet, als ihre Neffen, was allein dadurch schon zum Ausdruck kommt, daß sie über diese Sieger bleiben.

In Fr. J. Tr. verkörpert Wilibald sogar eine ganze species: das Schmidtsche. Weder Leopold noch Marcell können sich dessen rühmen. Und mit Treibel — obwohl ihn schon „all seinen guten Geistes- und Herzensanlagen unerachtet der Bourgeois tief im Geblüt steckte" (I, 8, 183) — können seine Söhne Otto wie Leopold doch nicht im entferntesten sich an Fähigkeiten und Initiative messen.

Der alte Briest ist der Typus des wohlwollenden Landjunkers. Er ist für Leben und Lebenlassen und hat seinen Platz zwischen Onkel Osten (Irr.) und Dubslav v. Stechlin. Er ist das unendlich verfeinerte Abbild des ersteren, da er aber nicht die Vereinsamung des letzteren kennen gelernt hat, fehlt ihm auch dessen volle Verinnerlichung. Gegenüber seinem Neffen Dagobert ist er die bei weitem ausgeprägtere Persönlichkeit. Ohne besonders herausgehoben zu sein, läßt sich Adalbert v. Poggenpuhl ebenfalls unter die eben genannten einreihen.

In V. d. St. wie im Stechlin ist den beiden Hauptpersonen noch ein Spiegelbild ihrer selbst gegeben: Berndt v. Vitzewitz in Ladalinski, Dubslav v. Stechlin in Barby. Im ersten Fall weicht die anfängliche Gleichstellung (beide haben ihre Frau verloren. beide besitzen zwei Kinder, die überkreuz miteinander zu vermählen den Familienplänen entspricht, beide sind bewußt preußisch gesinnt) einer ganz entgegengesetzten Entwicklung, die man, ohne auf Einzelheiten einzugehen, kurz dadurch ausdrücken kann, daß über dem Haus Vitzewitz ein guter und über dem Hause Ladalinski ein Unglücksstern steht. Dubslav und der alte Barby ähneln sich noch stärker. Bezeichnenderweise auch wieder äußerlich. Glück und Unglück hat sie beide heimgesucht, und der Unterschied besteht im Grunde nur darin, daß der eine sein Leben in der Einsamkeit seines märkischen Gutssitzes, der andere als Diplomat in der großen Welt zugebracht hat.

In Gr. M. ist etwas Ähnliches mit der Gegenüberstellung von Jakob Minde und Zernitz angestrebt, jedoch nicht voll zur Durchführung gebracht. Das Freundespaar Petöfy-Gablenz ist lediglich des Leitmotivs wegen erwähnt.

Ohne daß sie Hauptpersonen wären, müssen auch L'Hermite (Quitt) und Gieshübler (Effi) mit hierher gezählt werden. Wie Wilibald zu Treibel, so verhalten sie sich zu Obadja und Briest, d. h. sie stellen der etwas derben und einfachen Gutmütigkeit jener die ganze Feinnervigkeit des höher organisierten Kulturmenschen gegenüber. Eine resignierte Überlegenheit zeichnet sie

aus, wogegen die enorme Sicherheit der ersteren in ihrer kraftvollen Eigenwüchsigkeit wurzelt.

Diesen Persönlichkeiten, die im einzelnen von größter Mannigfaltigkeit sind, deren Gemeinsames, um es noch einmal zu wiederholen, die scharfe Ausprägung des Charakters ist, die ihre beiden Pole in äußerster Güte und heftigster Schroffheit findet, steht die junge Generation gegenüber — meist als Söhne oder Neffen — denen sämtlich noch etwas Unfertiges, Unausgesprochenes anhaftet. Ihnen allen stehen noch viele Möglichkeiten offen, sie sind noch nicht entschieden, schwanken noch zwischen dieser oder jener Richtung. Wenn sie eingeführt werden zu Anfang des Buches, dann ahnt man für gewöhnlich nicht im mindesten, wohin ihr Weg sie führen wird, und am Schluß erst sehen wir sie zum Manne gereift oder gescheitert. Fontanes Ausgangsstellung vom Entwicklungsroman her wird besonders deutlich an diesen Gestalten, die ganz bewußt harmonisch und allseitig entwicklungsfähig gezeichnet sind, dafür aber der charakteristischen Bestimmtheit entbehren.

In Lewin und Tubal (V. d. St.), Valtin und Gerdt (Gr. M.), Martin (Ell.), Egon (Graf P.), Botho (Irr.), Waldemar (Stine), Lehnert und Toby (Quitt), Leopold, Otto und Marcell (Fr. J. Tr.), Wendelin und Leo (Poggp.), Woldemar (Stechlin) und Hugo (M. M.) ist dieser Typus verkörpert.

Außer Lehnert und Hugo sind alle einem älteren Verwandten gegenüber gestellt, mit dem sie weder äußerlich noch innerlich auch nur die geringste Ähnlichkeit haben. „Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen" herrscht in den meisten Fällen die größte Liebe und Hochachtung. Nur in Ell. kann diese infolge der eisigen Atmosphäre des Bocholtschen Hauses sich nicht entwickeln, und es kommt daher zu der in den übrigen Werken undenkbaren Katastrophe.

Hatte Lewin — wie schon oben erwähnt — noch verhältnismäßig viel Eigengewicht neben seinem Vater, so ist dies Verhältnis ganz unproportioniert in Fontanes letztem Roman, dem Stechlin. Dort verschwindet Woldemar fast gänzlich vor dem Format des alten Dubslav. Will man die Wurzeln seines Wesens kennen lernen, dann muß man Lorenzen betrachten, der sein Erzieher war. Stärkere Eigenart und Selbständigkeit besitzt noch Lehnert Menz, vielleicht auch Botho (Quitt und Irr.), aber letzterer neigt schon zu der Hauptschwäche aller dieser jungen Leute: er ist in höchstem Maße abhängig von einer Frau. Immerhin vermag er noch, genau wie Lewin, die Trennung von Lene zu überwinden, während Waldemar (Stine), allerdings

körperlich zerrüttet und infolgedessen auch seelisch widerstands los, sich seiner Zurückweisung wegen das Leben nimmt. Lewin der Kathinka liebt, aber zu schwach ist, sie zu halten, findet i Marie schließlich die Frau, die zu ihm paßt. Woldemar, de zwischen Melusine und Armgard steht, wählt schon von vorn herein richtig. In den Alterswerken wird der offene Konflikt wenn möglich, vermieden, das zeigen ebenso die Poggp., w Leo und Wendelin erst gar nicht in solche Situation geführ werden, sowie auch Toby (Quitt).

In dem Verhältnis Gerdt Minde—Trud ist die in Fr. J. Tr geschilderte Ehe zwischen Otto Treibel und Helene vorweg genommen. Beide Männer sind von ihren zielbewußten Frauer absolut abhängig, und die Verhältnisse drängen sie noch imme mehr in diese Rolle hinein. Das gleiche ist bei M. M. der Fall nur daß diese — im Gegensatz zu Trud und Helene — ihre Hugo glücklich macht. Charakteristisch wieder für das Spät werk, daß es optimistischer ist.

Außerordentlich ähnlich sehen sich Valtin und Martin. Nu daß der eine neben eine heftige und eigenwillige Frau gestell ist, die von selbst zur Flucht drängt, der andere neben ein völlig passive, die er erst mühsam dazu zu bewegen sucht. Lieb zu fühlen ohne tiefere Gegenliebe zu erwecken, ist wie Lewin auch Martins Geschick. Nach seinem Verschwinden heirate Hilde ohne besondere Bedenken seinen Vater. Ähnlich geht e Marcell, für den Corinna gleichfalls wenig Gefühl zeigt, nur da das Schicksal für und nicht gegen ihn entscheidet, was wiede ein Kennzeichen des späteren Werkes ist.

Der schwächlichste von all diesen jungen Leuten ist ohn Frage Leopold Treibel. Er fügt sich nicht dem Zwange de Verhältnisse, er rebelliert auch nicht, sondern er läßt für sic denken und handeln, und zwar — seine Mutter. Ihrer Energi und Herrschsucht zu entwachsen, gelingt ihm sein Lebe lang nicht.

Auch an Lehnerts Geschick hat eine Frau, Ruth, nicht un wesentlichen Anteil, nur daß er, genau wie Tubal, durch eine Unglücksfall, mit dem das Schicksal selbst zu sprechen scheint hinweggerissen wird, noch ehe er an der Seite der Frau seinen unglückseligen Leben die endgültige Wendung zum Besseren z geben vermochte.

Tubal und Egon (V. d. St. und Graf P.) leiten bereits z Männern wie Bninski (V. d. St.), Rubehn (L'Ad.), Gordon (Céc.) Crampas (Effi) über, an die sich Schach, Holk (Unwied.) un Innstetten (Effi) anreihen.

Die vorige Gruppe stellte sich durchweg als groß und blond, aber weich und bestimmbar, etwas melancholisch, schlicht und wahrhaftig dar. Entweder war man von vornherein den einfachen und gütigen Frauen zugeneigt (Botho, Waldemar, Lehnert, Woldemar und Hugo) oder wurde zum eigenen Besten vom Schicksal den aparten und kapriziösen versagt (Lewin, Leopold, im Unglück Martin), an denen diese drei unfehlbar zugrunde gegangen wären wie Valtin, der sein Geschick mit dem Gretes verband.

Äußerlich sowie innerlich unterscheiden sich die folgenden davon. Es sind Männer, die — ohne daß ihr Äußeres näher beschrieben wäre — als schön oder doch männlich und gut aussehend geschildert werden. Tubal schon hat den Zauber der Ladalinskis, der ihm trotz seines schwankenden Charakters Renates Liebe erweckte, Lewin sieht sich von Bninski in den Schatten gestellt, nicht durch Laune des Schicksals, sondern weil dieser ihm tatsächlich überlegen ist. Von Rubehn sagt Melanie bei Betrachtung seiner Photographie: „Der gefällt mir. Er hat etwas Distinguiertes: Offizier in Zivil oder Gesandtschaftsattaché" (I, 3, 19). Schach und Holk gelten als schöne Männer, und von Innstetten gibt Effi zu, er sähe „so soldatisch und so schneidig" (I, 9, 36) aus. Kann Crampas weniger als schön gelten, so hat er doch etwas ausgesprochen Interessantes, und was verführt, das ist vor allem seine Art, sich zu geben. Der in V. d. St. erwähnte polnische Graf Miekusch, der Ladalinskis Ehe zerstörte, ist hier in Effi in der Gestalt des Crampas — der gleichfalls als „halber Pole" (I, 9, 181) einmal bezeichnet wird — voll ausgestaltet worden. Beides ausgesprochene Hazardeure ähneln sie sich auch im Aussehen wieder: mit rotblondem Haar und Bart. Die Feinheit der Beobachtung und Schilderung hat sich bei Fontane unterdessen gesteigert. Crampas ist konsequenter als Miekusch, er verführt um des Verführens willen, nicht um die Frau zu erringen, was jener noch tat, was aber seiner Charakteranlage nach nicht ganz glaubhaft wird. Auf Effis Fluchtpläne antwortet Crampas: „Unmöglich!" (I, 9, 291).

Die übrigen, die eben aufgezählt wurden, haben in dieser Hinsicht nichts mit jenen beiden gemein. Im Zweifel könnte man bei Egon sein, der im ganzen von etwas schillernder Wesensart ist. Durch Franziskas Verzicht am Schluß läßt Fontane die Frage offen, wie er sich im Ernstfall gestellt hätte, und das gleiche gilt für Tubal. Die anderen, Bninski, Rubehn und Gordon, spielen nicht, sondern nehmen es ernst, letzterer zu ernst. Bninski, von vornherein entschlossen, Rubehn etwas zögernd, erreichen beide

ihr Ziel, während Gordon scheitert an Céciles innerem Widerstand, aber auch weil er einen St. Arnaud zum Gegner hat und nicht einen Lewin oder Van der Straaten. Isolierter stehen Schach, Holk und Innstetten innerhalb dieser Gruppe da.

Holk gehört trotz seines Alters im Grunde genommen noch in die Reihe der jungen Leute, vor allem weil er denselben Konflikt wie Lewin und Leopold durchmacht. Nur daß er nicht von der pikanten Ebba den Weg zu der ruhigen und stillen Christine findet, sondern umgekehrt aus Überdruß in sein Verderben läuft. Zudem ähnelt er in der unvorsichtigen Art seines Werbens aufs Haar Waldemar, der sich auch erst mit seiner Familie auseinandersetzte, bevor er sich Stines endgültige Zusage holte.

Ebenfalls den jüngeren, noch unfertigen und schwankenden, ähnlich ist Schach, der mit Holk überhaupt weitgehende charakterliche Übereinstimmung zeigt. „Ein schöner Mann — was meist soviel bedeutet wie gar keiner" (I, 7, 157), heißt es einmal in Unwied., und dies Wort ist treffend für die beiden. Denn sie stecken bis über die Ohren in Halbheiten[1], und sogar Innstetten ist davon nicht ganz freizusprechen. Er hat „Nerven", und seine Entscheidung zu scharfem Vorgehen hat etwas Gewaltsames an sich, worunter er selbst am meisten leidet. Auch Holk überlegt noch in letzter Minute, ob er sich wirklich scheiden lassen soll oder nicht, und erst bei dem Gedanken, wie Ebba seine Zaghaftigkeit wohl verlachen würde, rafft er sich auf. Beider Handeln entstammt sorgfältiger Überlegung, statt sich natürlich aus ihrem Charakter und Temperament zu ergeben, wie das noch bei Berndt und — nicht so gerechtfertigt, aber in viel stärkerem Maße — bei St. Arnaud der Fall war. Wieder muß auf die zunehmende seelische Verfeinerung hingewiesen werden, die die späteren Werke vor den früheren voraushaben.

Teilweise gleichen sich auch Schach und Innstetten, die — wie sonst noch Rubehn — etwas Kühles, Gemessenes und Reserviertes an sich haben. Trotz scheinbarer Höflichkeit sind sie doch innerlich unbiegsam und wenig entgegenkommend. Auf Befehl zwar (Schach auf königlichen, Innstetten auf den der Ministerin)

[1] Über Schach heißt es: „Der kleine Mann in den großen Stiefeln", womit seine ganze Unzureichendheit schlagend gekennzeichnet ist. Nicht so summarisch, aber inhaltlich dasselbe wird von Holk gesagt: „Er geriert sich als Schleswig-Holsteiner und steht doch im Dienst einer ausgesprochen dänischen Prinzessin; er ist der leibhaftige genealogische Kalender und spielt sich trotzdem auf Liberalismus und Aufklärung aus. Er ist moralisch, ja beinah tugendhaft und schielt doch nach der Lebemannschaft hinüber." (I, 3, 196; I, 7, 158.)

gehorchen sie, doch nur, um in demselben Augenblick den Gehorsam wieder zu brechen. (Schach durch seinen Tod, Innstetten dadurch, daß er das Kind bewußt der Mutter entfremdet.)

Rein äußerlich genommen setzt Innstetten die Reihe Berndts und St. Arnauds fort, die sich ebenfalls ihrer Frau wegen duellierten, nur daß — im Gegesatz zu Effi — Madeleine v. Vitzewitz völlig, Cécile fast schuldlos daran war.

An Güte und überlegener Reife kann kein einziger, von Tubal bis Innstetten, einen Van der Straaten, Wilibald oder Dubslav erreichen, ja gerade Güte ist die Eigenschaft, die ihnen — bei aller sonstigen Bevorzugtheit — gänzlich abgeht. Ein gewisses Wohlwollen, Gerechtigkeitsgefühl, das sich und anderen nichts vormacht (alle sind sich darüber im klaren, was sie hätten tun sollen), das besitzen sie, nicht aber die alles verklärende Liebe.

Ganz außerhalb der Reihe stehen Hradscheck (U. B.) und Opitz, denen ein Zug hämischer Brutalität zu eigen ist. Läßt sich Opitz in gewisser Hinsicht als Nachfolger Bocholts auffassen, der ebenfalls einen Wilddieb in nicht ganz korrekter Weise beseitigte, so ist Hradscheck eher weichlich und haltlos zu nennen. Jedenfalls läßt sich sein Verbrechen nicht aus angeborener Gewalttätigkeit wie bei den vorigen verstehen, sondern rein aus der Angst vor Armut und Not, also gerade aus einem Mangel an Härte und Widerstandskraft.

Frauencharaktere

Waren bei den Männern die älteren den jüngeren irgendwie überlegen, so zeigt es sich, daß bei den Frauen häufig genug die koketten, aparten und interessanten die stillen und feinen in den Schatten stellen. Zu den ersteren sind Kathinka und Marie (V. d. St.), Grete Minde, Hilde (Ell.), Melanie (L'Ad.), Victoire und ihre Mutter (Schach), Franziska (Graf P.), Cécile, Käthe (Irr.), die Pittelkow (Stine), Ebba und Brigitte (Unwied.), Corinna und Jenny (Fr. J. Tr.), Effi, Manon (Poggp.), Melusine (Stechlin) zu zählen. Zu den anderen: Renate (V. d. St.), Trud (Gr. M.), Lene (Irr.), Stine, Ruth (Quitt), Christine (Unwied.), Helene (Fr. J. Tr.), Sophie (Poggp.), Armgard (Stechlin) und Mathilde Möhring.

In der ersten Gruppe wieder hat man zwischen zwei grundverschiedenen Richtungen zu unterscheiden: das „Aparte" nämlich kann bei Fontane aus ganz entgegengesetzter Anlage herrühren. „Geistreichigkeit" und sprühende Aktivität, aber

ebensogut Anspruchslosigkeit und schwärmerische Passivität können es bewirken. Die Frauen der zweiten Gruppe leben in ruhiger Tätigkeit ohne Übertreibung nach dieser oder jener Seite dahin. Ihr Charakter ist ausgeglichen und ohne Extravaganz, sie sind von einer natürlichen Klugheit, obwohl im ganzen das Gemüt den Vorrang hat vor dem Verstande. Treu, fest und zuverlässig halten sie sich; was ihnen droht, das ist das Bewußtwerden ihrer Vortrefflichkeit und eine daraus resultierende Überhebung über die Mitmenschen.

Gleich in Fontanes erstem Werk V. d. St. sind alle drei Charaktere in größter Reinheit und mit feinster Meisterschaft dargestellt. Kathinka und Marie sind ausgesprochen „apart" — weshalb sich auch Lewin zu beiden hingezogen fühlt, und weshalb beide einen Mann wie Othegraven innerlich ablehnen —, aber sie sind es auf völlig verschiedene Weise. Kathinka ist ganz Verstand, Marie ganz Gefühl. Marie ordnet sich freiwillig unter, Kathinka kann nur durch einen sehr starken Charakter bezwungen werden, eine weiche Natur wie Lewin verachtet sie.

Je nachdem es gerade erfordert wird, findet sich in den anderen Erzählungen eine mehr oder minder starke Abwandlung dieser Grundtypen. Alle drei nebeneinander kommen nur noch ein einziges Mal wieder vor, in Unwied., als Ebba, Brigitte und Christine. Die ganze Spannungsweite Fontanescher Darstellungskunst zeigt sich beim Vergleich mit den Frauen aus V. d. St. Was dort noch unausgesprochen, angedeutet oder gemildert war, ist hier zu voller Schärfe entwickelt. Die freundschaftliche Verbundenheit der drei jungen Mädchen in V. d. St. wäre für Unwied., wo wir es mit vollausgereiften Persönlichkeiten zu tun haben, eine Unmöglichkeit. Christine und Ebba sind wie Wasser und Feuer, und was Ebba und Brigitte Gemeinsames haben, das reicht gerade aus, um sie zu haßerfüllten Konkurrentinnen zu machen, statt sie einander zu nähern. Stärker fällt noch ins Gewicht, daß die Charaktere nicht bloß ausgesprochener, sondern auch realistischer geworden sind. Waren die Mädchen in V. d. St. ganz außergewöhnliche Wesen an Schönheit, Klugheit und Güte, so sind in Unwied. Menschen daraus geworden mit zum Teil recht erheblichen Schwächen, aber dafür im ganzen um so lebenswahrer. Vielleicht an keinem Beispiel ist die Entwicklung Fontanes vom Ideal-Allgemeinen zum Real-Besonderen so deutlich zu verfolgen wie hier.

Dagegen ist die Stellung des Mannes in beiden Werken die gleiche geblieben. Wie in V. d. St. Lewin zwischen den drei Mädchen steht, mit Renate am engsten verbunden, aber nach

Kathinka und Marie sich sehnend, so steht Holk neben Christine, die aber hier Gattin statt Schwester ist, und schwankt zwischen Ebba und Brigitte.

Als direkte Nachfolgerinnen Kathinkas, ihr auch ähnlich im Geschick, sind Melanie und Franziska anzusprechen. Nur ist — im Gegensatz zu jener — bei ihnen die Ehe schon geschlossen, die beide mit dem wenig zu ihnen passenden Mann eingegangen waren. Melanie gelingt die Flucht trotzdem, für Franziska bedeutet die Freiheit (durch den Tod des Grafen) zugleich die stärkere Fessel. Melanie und Franziska waren mit einem bedeutend älteren Mann verheiratet, den sie durch ihre Untreue ins Innerste trafen. Auch in diesem Punkte herrscht eine gewisse Ähnlichkeit mit der Sachlage in V. d. St., wo Kathinka ebenfalls einem Greis den Lebensabend zerstört. Aber hier ist es ihr Vater, der die Heirat mit Bninski verhindern will, und aus dessen Haus sie, wie Melanie, sich heimlich hinwegstehlen muß.

Es ist bezeichnend, daß gerade diese ganz kühl und sicher berechnenden Naturen sich so leicht über sich selbst täuschen und glauben, die Ehe mit jedem beliebigen ertragen zu können — wofern nur ihr Ehrgeiz und ihre materiellen Wünsche erfüllt werden. Da haben die gefühlsmäßig handelnden Frauen weit mehr instinktive Sicherheit.

Effi steht anfangs in der Mitte zwischen beiden Typen. Sie ist sich über ihre Gefühle — vielleicht auch ihrer großen Jugend wegen — noch wenig im klaren, und „wenn es Zärtlichkeit und Liebe nicht sein können, dann bin ich für Reichtum und ein vornehmes Haus, ein ganz vornehmes . . ." (I, 9 33), meint sie zu ihrer Mutter. Langsam kommt sie zum Bewußtsein dessen, was ihr in ihrer Ehe fehlt, ungeachtet der hohen Stellung und der äußeren und inneren Tadellosigkeit ihres Mannes. Aber erst angesichts des Todes vermag sie Rechenschaft darüber zu geben und es klar zu formulieren. Auch Cécile fühlt genau, was sie entbehrt, wenngleich sie sich nach schweren Erlebnissen geschworen hat, trotzdem bei St. Arnaud auszuhalten. Eine instinktive Furcht empfindet auch Hilde vor ihrem Mann. Daß sie ihn trotzdem geheiratet hat, ist — wie bei den vorigen — auf ihre gänzliche Passivität zurückzuführen, die sie vollständig unter den Einfluß Baltzers geraten ließ.

Bei den Frühwerken ist dasselbe Problem ins Positive gewandt. Grete Minde weiß, was sie an Valtin hat, und in ihren Kummer über seinen Tod spielt schon die Verzweiflung über das eigene Geschick mit hinein, von dem sie ahnt, daß es nun ganz verloren

sein wird. Marie schließlich ist in ihrer nachtwandlerischen Sicherheit, mit der sie Lewin zuneigt, so fest, daß sie seinetwegen sogar einen anderen Bewerber ausschlägt, obwohl ihr die Heirat mit einem Vitzewitz als völlig aussichtslos erscheinen mußte.

Ganz im Gegensatz dazu geht Corinna mit einer geradezu abstoßenden Folgerichtigkeit vor, als es gilt, Leopold einzufangen, und in derselben Weise — den einen als Reserve hintanhaltend und währenddessen auf der Ausschau nach einem anderen Besseren — hatte es Jenny gemacht. Genau so riet es der alte Ladalinski seiner Tochter: „Was dir heute nichts ist, kann dir morgen etwas sein. Brich nicht ab. Es gibt ja Halbheiten des Ausdrucks, die du wohl zu sprechen verstehst" (I, 1, 487). Nur daß Kathinka Herz genug besaß, sich in der Erinnerung daran zu schämen.

Noch bedenkenloser und leichtfertiger zeigt sich Ebba, die „stets mehrere Eisen im Feuer hat" (I, 7, 151), wie Pentz von ihr behauptet. Sie treibt Holk bis zur Scheidung, aber nicht mit dem Ziel ihn zu heiraten, was ja noch Corinna vor Augen hatte, sondern „pour passer le temps" (I, 7, 278). Auch sie heiratet nur um Ranges und Reichtums willen einen Mann, dem sie nicht die geringste Spur von Gefühl entgegenbringt, und sogar Melusine äußert einmal, allerdings mehr im Übermut: „Was meinst du, wenn ich den Alten heiratete?" (I, 10, 396), womit Dubslav gemeint ist.

Die Pittelkow steht in Beziehungen zu einem alten Grafen, um der Geldsorgen enthoben zu sein. Ehrgeiz und der Wunsch, auf einen Schlag aller Mühen und Anstrengungen des Bühnenlebens ledig zu sein, bewog auch Franziska, die Werbung des greisen Petőfy anzunehmen, und sogar Mathilde wird zum Schluß noch in eine ähnliche Versuchung geführt (durch den Grafen Goschin). Doch erweist sich gerade hier ihr Anderssein. In der festen Zuversicht, mit dem Leben auch allein fertig zu werden, mag sie ihre Selbständigkeit nicht ein zweites Mal drangeben, sondern lehnt des Grafen Angebot ab. Sehnsucht nach Macht und Wohlleben beherrscht in gleicher Stärke wie Franziska und die übrigen auch Manon v. Poggenpuhl, weshalb sie mit großer Diplomatie den Umgang mit der jüdischen Bankiersfamilie zu festigen sucht. Allerdings nicht mehr für sich, sondern für ihren Bruder, den Abgott der Familie, an dessen Zukunft sie alle ihre Hoffnungen knüpfen. Für sich selbst resigniert Manon genau wie ihre Schwestern.

Das bewußte Einspinnen eines Mannes, um durch ihn hochzukommen, hat sogar Mathilde ausgeübt, in deren Charakter

sich überhaupt eine Verschmelzung gewisser Eigenschaften der beiden entgegengesetzten Frauentypen feststellen läßt. Von den aparten hat sie die scharfe Überlegung, das kühle Rechnenkönnen übernommen und ferner den Ehrgeiz, es zu etwas zu bringen. Doch erreicht sie ihre Vorgängerinnen nicht ganz, da sie nicht mehr um jeden Preis hochkommen will, sondern ruhig und besonnen Vor- und Nachteile dabei abzuwägen versteht.

Hierin wie auch sonst gehört sie zu der zweiten Gruppe von Frauen, was sich bereits rein äußerlich daran zeigt, daß ihr jede Spur von Charme abgeht. Denn Charme haben alle jene vorhin genannten, obwohl sie nicht immer schön zu sein brauchen wie Corinna zum Beispiel und in Ausnahmestellung Victoire[1]. Ferner besitzen sie Esprit und das Talent zu plaudern, das Fontane so überaus hochschätzte.

Auch die oberflächlichste und am meisten veräußerlichte von allen, Käthe (Irr.), die unfähig ist für jedes tiefere Erleben, versteht die „Kunst des gefälligen Nichtssagens" (I, 5, 253) in ausgesprochenstem Maße. Manon ist das lebendige, plauderhafte Element in ihrer sonst etwas trockenen Familie, Corinna erklärt, sie stamme aus eine plauderhaften Familie und „plauderhafte Leute, gute Leute" (I, 8, 39). Ebba mit ihrem Geist und ihrer Lebendigkeit gibt den Ton an am Hof der Prinzessin und ist dieser vor allem ihrer Gabe wegen, die langweiligsten Stunden interessant zu gestalten, angenehm. Was den Grafen an die Pittelkow fesselt, das ist neben ihrer Schönheit vor allem ihre Unterhaltlichkeit. Ihre drastischen Reden bereiten ihm viel Spaß, und ebenso beruht das gegenseitige Wohlgefallen von Dubslav und Melusine darauf, daß sie die Kunst der Causerie bis zur Meisterschaft beherrschen. Allein aus diesem Grunde ist sogar eine Ehe geschlossen, nämlich die des Grafen Petöfy, und auch von Ebba heißt es, daß Lord Randolph sie nur deshalb gewählt habe, um sich etwas vorplaudern zu lassen. Van der Straaten liebte Melanie am meisten, wenn sie ihrem Übermut die Zügel schießen ließ und drauflos sprach, und ginge es auch auf seine Kosten. Bei Kathinka ist diese Wesensseite nicht so in den Mittelpunkt gestellt, und doch wird auch von ihre gesagt, daß ihr liebenswürdiges Geplauder in den schweren Tagen auf Hohen-Vietz Berndt wohltat, der darüber seine innere Aufregung vergaß — ein Erfolg, der seinen eigenen Kindern, obwohl sie auch hübsch, heiter und lebhaft waren, versagt blieb.

[1] Was an Marie (V. d. St.) alle ohne Ausnahme erfühlen, das sagt Schach zu Victoire: „Alles ist Märchen und Wunder an Ihnen" (I, 3, 250).

Es ist ein besonderer Zauber um all diese Gestalten, dem sogar Schach, der „Tempelritter" erliegt, der an und für sich Frau v. Carayon liebte, was im MS. noch bedeutend stärker hervorgehoben ist. Sie ist auch die eigentlich espritvolle und schöne, die den Zirkel der hauptstädtischen Tagesberühmtheiten in ihr Haus zieht und zusammenhält[2]. Mit Victoire steht es etwas anders. Sie ist nicht ohne weiteres in eine Reihe mit den eben aufgezählten Frauen zu stellen. Man hat — bei sorgfältiger Prüfung dessen, was von ihrer frühesten Jugend gesagt wird — mehr den Eindruck, als gehöre sie zu den weichen, schwärmerischen Naturen und sei erst durch ihr trauriges Schicksal dazu gedrängt, der Ausbildung von Geist und Verstand auf Kosten des Gefühls ein etwas gewaltsames Übergewicht einzuräumen. Sie hat auch keine innere Freude am scharfen und geschmeidigen Wortgefecht, wie Corinna und vor allem Ebba. Mit Bitterkeit fühlt sie sich zu dieser Rolle verurteilt und wäre ohne jene Krankheit wahrscheinlich eine Art Abbild ihrer Mutter, aber ein schwächeres geworden, wie sämtliche Frauen ihrer Art[3].

Wie Victoire gehören Marie, Grete, Hilde, Cécile, Brigitte und Effi zu den gefühlsbetonten, phantastisch-schwärmerischen Naturen, lassen sich treiben und überlegen nicht, bevor sie handeln. Trotz verschiedentlicher Betonung ihrer geistigen Fähig-

[2] Ihrem Schicksal nach ist sie die Vorgängerin von Geraldine (Quitt) sowie von Frau v. Briest. Alle drei haben schon eine Liebesgeschichte hinter sich — Frau v. Carayon deutet das an, Geraldine hat sogar zwei Kinder von ihrem ersten Mann, der eigentlich „keiner war" (I, 6, 18), bei Frau v. Briest — also im Spätwerk! — war es nur eine „Geschichte mit Entsagung" und die „ist nie schlimm" (I, 9, 5).

Ferner sind alle drei Frauen trotz ihrer 39 Jahre von außerordentlicher Schönheit. Wenn Effi sagt: „Wenn ich ein junger Leutnant wäre, so würde ich mich in die Mama verlieben" (I, 9, 7), dann nimmt sie damit auf, was in Schach Josephine v. C. gegenüber tatsächlich der Fall ist, und was auch in Quitt in etwas karikierter Form vorkommt.

Auf Espe, ihren zweiten Mann, sieht Geraldine herab, er ist klein und unansehnlich, wieder genau wie in Schach, wo Carayon, „ein kleiner, schwarzer Koloniefranzose", „nichts Erhebliches in die Ehe mitgebracht hatte. Am wenigsten aber männliche Schönheit" (I, 3, 198). Auch Frau v. Briest übertrifft ihren Mann erheblich, und er hat nicht so Unrecht, wenn er meint, sie hätte eigentlich besser zu Innstetten gepaßt.

[3] Grete Minde, Hilde, Cécile, Brigitte Hansen und Effi werden stets mit der Mutter verglichen, ohne sie doch an Güte (Grete), Lebensmut (Hilde), Schönheit (Cécile), Lebensklugheit (Effi) oder Gerissenheit (Brigitte) ganz zu erreichen. Auch Victoire hätte wohl in jedem Fall hinter ihrer Mutter zurückgestanden, die eine der schönsten und harmonischsten Erscheinungen bei Fontane überhaupt ist. Eine Frau, in deren Wesen Klugheit und Warmherzigkeit in solcher Ausgeglichenheit vereinigt sind, daß sogar der ewige Kritiker Bülow nur Worte der Bewunderung für sie findet.

keiten, sogar guter, sorgfältiger Ausbildung, tritt dies doch vollständig zurück in Leben und Handeln. Eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber Klarheit und Wissen herrscht durchweg vor; Cécile, obwohl in der Welt weit genug herumgekommen, fällt mehrfach durch ihre völlige Unwissenheit peinlich auf, und auch Effi gesteht halb scherz- halb ernsthaft die Lücken in ihrer Bildung. Von geistiger Überlegenheit gegenüber einem Mann ist nicht die Rede, die Stärke dieser Frauen beruht auf ihrer Schönheit und ihrem Zauber, den alle in ganz ungewöhnlichem Maße besitzen, und womit sie die kühlsten Überlegungen, sogar der „Prinzipienreiter", zuschanden machen.

Marie wird selbst von Tante Amelie gelobt, Hilde und Cécile üben auf so harte Naturen wie Baltzer Bocholt und St. Arnaud einen unerklärlichen Zauber aus, Brigitte wetteifert mit Ebba, um Holk zu erringen, und erst mit seiner Entfernung aus Kopenhagen und dem Hansenschen Hause hat die letztere gewonnenes Spiel. Innstetten liebt Effi noch nach der Entdeckung ihres Betruges, „im Bann ihrer Liebenswürdigkeit, eines ihr eigenen heiteren Charmes" (I, 9, 294), sich selbst zum Trotz. Grete Minde gelingt es, den echt märkischen Dickkopf Valtin in die ungesichertste und seinem ganzen Wesen so widerstrebende Lage des heimatlosen und fahrenden Schauspielers zu bringen.

Die Neigung oder Veranlagung zum Abenteuerlichen und Romantischen, welche diese Frauen mit den vorigen (Kathinka usw.) teilen, äußert sich bei den meisten schon in der Herkunft und ihren Schicksalen. Sie alle haben entweder eine Vergangenheit, wie Cécile, Ebba, die Pittelkow, sogar Frau v. Carayon — weshalb auch Ursel (U. B.) und Geraldine (Quitt) hierher zu zählen sind — oder sie haben sonst etwas „Suspektes" an sich wie Marie, Grete, Minde, Hilde, Brigitte, oder sie laden eine Schuld auf sich wie Kathinka, übertreten Sitte und Gesetz wie Victoire, Melanie, Pauline, Pittelkow, Brigitte, Ebba, Effi.

Äußerst charakteristisch ist wieder, daß in den späteren Werken das Sensationelle immer weniger zum Vorschein kommt. Daß Jenny Wilibald hat sitzen lassen, ist harmlos im Vergleich zu den Abenteuern anderer, Corinna und Manon sind gänzlich unbescholten und erfreuen sich des besten Rufes. Die einzige, von der noch einmal etwas Pikantes berichtet wird, weil ihr sonst geradezu etwas abgehen würde, Melusine, ist unschuldig an ihrer Scheidungsaffäre.

Je später das Werk, um so innerlich vertiefter ist es, und um so weniger bedarf Fontane der romantischen Zutaten. Schon in Effi kündigt sich dies an. Es ist scherzhaft gemeint, wenn Frau

v. Briest ausruft: „Aber Effi, eigentlich hättest du doch wohl Kunstreiterin werden müssen, . . . immer Tochter der Luft" (I, 9, 3), und diese das halb bejaht, um damit den Leser für einen Augenblick an Marie, Grete oder Ursel zu gemahnen. Aber nur für einen Augenblick, denn was Effi von diesen allen unterscheidet, das ist ihre Herkunft aus gesicherten Verhältnissen, und ruhig und glücklich schien auch ihre Zukunft. Sie selbst hat sich darum gebracht, nicht ein Verhängnis, das wie bei den meisten von Anfang an über ihr lag. Über die einzige Ausnahme, Marie Kniehase, die trotz ihrer sonderbaren Herkunft und Jugend schließlich doch ihren Prinzen heiratete, ist schon gesprochen. Dieser Ausgang ist so märchenhaft, daß er nur in dem frühesten Werk des Dichters möglich ist, dessen Entwicklung immer mehr sich dahin wandte, die Härte des Lebens zu verklären und Schönheiten auch in ihr zu entdecken, statt ihr auf ungewöhnliche und überraschende Art auszuweichen.

Die ganz bestimmte Individualität jeder dieser Frauen wird durch die Verschiedenheit ihres Schicksals noch unterstrichen. Am lebhaftesten, heftigsten — ja man könnte sagen — gewaltsamsten ist Grete Minde angelegt. Am willenlosesten und passivsten Hilde. Cécile ähnelt ihr stark, Effi scheint zunächst frisch und gesund wie Marie, verzehrt sich dann aber auch auf ähnliche Art wie Hilde und die abermals hierher zu zählende Ursel. Grete und Cécile gehen freiwillig in den Tod, aber auf wie verschiedene Weise! Die eine, die ganze Stadt mit sich ins Verderben reißend, die andere still und lautlos. Auch hier ist der Unterschied zwischen anfänglicher und späterer Gestaltung Fontanes greifbar.

Bei der Mehrzahl dieser Frauengestalten, den verstandes- wie den gefühlsbetonten, zeigt sich die pikante Note bereits im Äußeren. Die meisten von ihnen sind brünett und zum Teil außergewöhnlich schön, so Marie, Victoire (nach dem MS.), Grete, Melanie, Frau v. Carayon, Cécile, die Pittelkow, Effi. An den anderen hebt Fontane den rötlichen Schimmer des Haares hervor — wie rote Haare überhaupt stets etwas Besonderes bei ihm bedeuten (auch Miekusch und Crampas sind dadurch ausgezeichnet) —, so an Kathinka, Hilde, Jenny, Brigitte. Käthe und Ebba sind blond, aber nicht schlicht, sondern leuchtend und hell, „weniger Mond als Sonne" (I, 5, 170), und ganz ihrem glänzenden und funkelnden Geist, ihrem übermütig-strahlenden und hin- und herflirrenden Wesen angepaßt. Von Corinnas, Manons und Melusines Äußerem hört man nichts Bestimmtes (es sind Spätwerke!), an Franziska wird stets ihr norddeutscher Typus

hervorgehoben. Sie leitet damit über zu den anderen Frauen, die sämtlich das norddeutsche Wesen in reinster Ausprägung verkörpern und nichts Fremdartiges mehr in Abstammung und Charakter an sich haben.

Zwar ist Renates Mutter eine Französin, aber wie ausdrücklich hervorgehoben wird, glich sie „wie so oft die Töchter des altfranzösischen Adels" (I, 1, 29) völlig einer Norddeutschen; war groß, blond und blauäugig. — Zwar ist Lenes Abkunft unbekannt, aber das berechtigt deshalb noch zu keinerlei interessanten Vermutungen. — Zwar ist auch Armgards Mutter keine Deutsche, sondern Schweizerin, aber einen Roman gibt es nicht von ihr zu berichten, und überdies ist schweizerisch für Fontane gleichbedeutend mit wohlgesichert und solide, hat nichts erregend Abenteuerliches an sich wie noch die Genfer Französin Melanie, die Carayons oder gar die Polinnen Kathinka und Cécile, die Spanierin Grete Minde, die Halbjüdin Ebba.

Eine Vergangenheit oder Schicksale, wie die anderen sie erleben, wäre für diese Art Frauen undenkbar, einzig in Irr. hat das Grundverhältnis sich umgekehrt, und statt Käthe ist Lene die leichtsinnige; mit dem Erfolg, daß diese ihren Verstoß „gegen das, was die Menschen Anstand nennen und gute Sitte" (I, 5, 230) durch die Schönheit ihres Wesens adelt, wogegen Käthe beinah unberechtigt erscheint. Zusammenfassend kann man sagen, daß diese zweite Gruppe Frauen überhaupt häuslicher, stiller, zurückgezogener ist, während die anderen die Welt, Unruhe und Überraschungen brauchen, um existieren zu können. Einzig wieder das erste Werk, V. d. St., macht eine Ausnahme. Marie versteht es, auch in der ländlichen Ruhe und Abgeschiedenheit glücklich zu werden und ist, trotz sonstiger Verschiedenheit an Demut einer Armgard zu vergleichen.

Renate, Trud, Lene, Stine, Christine, Ruth, Helene, Sophie, Armgard und Mathilde — sie alle sind klar, klug, aber nicht geistreich, und gänzlich unkapriziös. Ihre gerade Schlichtheit tut den unsicheren Phantasiemenschen wohl (Lewin geborgen bei Renate und Gordon bei Klothilde, die gleichfalls hierher zu rechnen ist, Botho bei Lene, Waldemar bei Stine, Hugo bei Mathilde; Holk vermählt sich mit Christine, Lehnert zieht es zu Ruth und Woldemar zu Armgard), wird aber von den unruhigen und ständig neue Anregung verlangenden Temperamenten oft als langweilig empfunden. Aus diesem Grunde wendet sich Tubal von Renate weg und Marie zu, sind Bothos Freunde von Käthe begeistert und verstehen nicht, was ihn zu Lene zieht, man vergleiche auch des alten Grafen Urteil über Stine: „langweilige

Tugendgrimasse" (I, 5, 84) oder Czakos und Dubslavs selbstverständliche Bevorzugung Melusines.

Es sind dies Frauen, die innerlich zwar tiefer empfinden als die anderen, rein äußerlich aber häufig genug zurückstehen müssen — besonders wieder in den Anfangswerken — vor den begünstigteren Schwestern. So Renate gegenüber Kathinka und Marie, Trud anfangs hinter Grete, Lene im Vergleich zu Käthe, bei Stine schon geschieht es neidlos, denn Paulines Leben lockt sie nicht. Helene tut es mit überlegenem Lächeln, sie weiß, wer siegen wird, die Munks oder das „Schmidtsche", Christine bleibt schließlich doch Siegerin über Ebba, Sophie fügt sich still ihren Schwestern, um nachher das beste Los zu ziehen, Armgard ist da, wo es darauf ankommt, der vielbevorzugten Melusine doch über, Mathilde steht von vornherein ohne Nebenbuhlerin da.

Wieder läßt sich deutlich eine Entwicklung feststellen. Während in den frühen Romanen die interessanten Frauen bevorzugt scheinen, geschieht der Umschwung schon in Stine, die auf Waldemar zwar verzichten muß, ihn aber — ähnlich wie Ruth ihren Lehnert — durch das Schicksal und nicht durch eine andere Frau verliert. In Unwied. ist die Lösung ebenfalls noch tragisch, wenn auch da die Rückkehr zu der ernsteren Frau — wie Tubal zu Renate — vollzogen wird. Obwohl Leopold, von Corinna geblendet, deutlich blicken läßt: „Ach, wie langweilig ist Helene!", bedarf es doch keines allzu großen Zwanges, um ihn — wie schon früher seinen Bruder Otto — in die Munksche Familie hineinzubringen, wo er entschieden besser hinpaßt als zu den Schmidts. Und von den Poggp. ab ist ganz klar, zu wem das Glück sich wendet. Die Wendung Fontanes vom Kapriziösen zum Einfachen hin macht sich in immer steigendem Maße bemerkbar.

Im einzelnen sind wie überall merkliche Unterschiede. Stine und Armgard stehen fast ganz im Schatten ihrer Schwestern, der Pittelkow und Melusines. Auch die übrigen müssen das Interesse des Lesers mit einer anderen teilen, am wenigsten Lene, alleinige Hauptperson ist nur Mathilde.

Warmherzig und lebendig sind die jungen Mädchen (Renate, Lene, Stine, Ruth, Sophie und Armgard), kühler, rechthaberisch und mit einem frömmelnden Zug die verheirateten Frauen. Bei Trud ist dies bis zur äußersten Grenze gesteigert; sie mutet — wozu auch das Gesamtkolorit paßt — an, wie die böse Stiefmutter aus dem Märchen. (Frühwerk!) Bei Christine ist die religiöse Strenge etwas übertrieben. Helene ist mit Humor behandelt, wie alle Gestalten aus Fr. J. Tr. Eine Sonderstellung

nimmt wieder Mathilde ein, der es an Gefühl fast ganz fehlt, und Klothilde (Céc.), die erst gar nicht als Braut oder Frau, sondern von vornherein als Schwester eingeführt ist.

Dies letztere, was zunächst nebensächlich scheint, ist in Wirklichkeit von größter Bedeutsamkeit. In Klothilde ist der Charakter all jener Frauen aufs engste beschränkt und daher aufs Höchste gesteigert. Die Haupteigenschaft allein ist genannt: das Schwesterliche. „Ich glaube auch nicht, daß ich fähig sein würde, mich in eine Klothilde zu verlieben, aber je weniger der Name für eine Braut oder Geliebte paßt, desto mehr für eine Schwester" (I, 4, 326), sagt Gordon.

In V. d. St. war beides noch angedeutet, Renate war Schwester und Braut. Doch schon, daß ihr der Freund starb, und ihr Leben von da ab in der Anteilnahme am Geschick des Bruders aufging, zeigt, wo ihre Hauptkräfte und -fähigkeiten zu suchen sind. Die „stillen Werke der Barmherzigkeit" (I, 2, 320), die liegen jenen Frauen am meisten, und selbst ohne besondere Tätigkeit wirken vor allem die jungen Mädchen allein durch ihr Dasein wohltuend auf jedermann (Stine, Ruth, Sophie und Armgard. Lene ist etwas anders, tätiger und draufgängerischer). Auch Christines Jugend muß man sich — nach allem, was darüber angedeutet wird — so denken, doch hat bei ihr im Laufe der Jahre eine Entwicklung eingesetzt von der Demut zur Selbstgerechtigkeit, vom verborgenen Helfen und Raten zum unverhohlenen Herrschen und Befehlen.

Denselben Charakter zeigt, zum Bösen gewandt — Trud, zum Lächerlichen — Helene. Und doch findet sich auch bei ihnen noch das tiefe Bedürfnis, für ihren Nächsten etwas zu sein. Ihr Unglück besteht nur darin, daß der „Nächste", ihr Mann, so grenzenlos unbedeutend ist (Gerdt Minde, Holk, Otto Treibel), ihre Stärke und ihre Fähigkeiten so gar nicht in Anspruch nimmt, sondern sich eher dagegen wehrt. Verbitterung und Eigensinn sind die notwendige Folge davon.

Ihr ganzes Gefühl und ihre ganze Aktivität wenden diese Frauen ihren Kindern zu, in deren Pflege und Erziehung sie sich gar nicht genug tun können. Die Mütterlichkeit gibt sogar Trud einen Schimmer von Güte. Sie hatte sich ihrer Kinderlosigkeit wegen schon gehärmt — „es geht ins dritte Jahr, und unser Haus ist öd und einsam" (I, 2, 334) — und als sie das Kind endlich hat, da kennt sie außer ihm so gut wie nichts mehr. Mit Christine und Helene steht es ähnlich, und obwohl ihre übergroße Sorgsamkeit oft bedrücklich für die Kinder wird, fühlen diese doch ganz genau, wie es gemeint ist. „Die Mama meint es

doch viel besser mit uns (als der Vater), und deshalb ist sie strenger. Alles bloß aus Liebe" (I, 7, 58), sagt Asta, die schon ein eigenes Urteil hat, über ihre Mutter (Unwied.).

Nie könnte es diesen Frauen passieren, daß sie, wie Sidonie v. Ladalinski, von dem eigenen Kinde nichts wissen wollen. Zwar tritt uns hier in dem Erstwerk ein ganz besonders krasser Fall entgegen, aber den Grundton, der darin steckt, die Gleichgültigkeit, ja den Widerstand gegen alles Zusammengehörigkeitsgefühl, gegen Wärme und Familiensinn, den teilen die übrigen Frauen ihrer Art.

Psychologisch sehr fein ist die Stellungnahme der gefühlsbetonten Frauen zu dieser Frage gesehen, die sich etwa in der Mitte zwischen den beiden Extremen halten. Wie Trud usw. hängen sie mit zärtlicher Liebe an ihren Kindern (Grete, Victoire, Hilde, Effi), und doch bedeuten ihnen diese vor allem ein Vermächtnis ihres Mannes, und je nachdem ob sie ihn lieben oder nicht, denken sie an jene. Ganz ausgeprägt ist dies bei Grete, die sich auf Valtins Wunsch um des Kindes willen noch einmal demütigt, und ferner bei Victoire, die in dem Antlitz des Kindes Schach wiederzusehen vermeint. Melanie (die schon manchmal eine Ausnahme bildend, auch diesmal hier erwähnt werden muß), Hilde und Effi, die alle drei aus Vernunftgründen, aber nicht aus Liebe, geheiratet haben, nehmen eine etwas andere Stellung ein. Die erstere überwindet bei dem anderen Mann die Trennung von ihren Kindern; Hilde hat sich das Kind nicht gewünscht, aber nun es einmal da ist, hängt sie mit ganzer Seele an ihm, denn es ist ihr „ein und alles" (I, 2, 562). Doch will sie auf keinen Fall ein zweites, und ähnlich denkt Effi, die „die Erbfolgefrage leicht nahm, wie junge, reizende Frauen das tun" (I, 9, 278).

Bei den anderen Frauen wiegt das Urteil der „Gesellschaft" oft mehr als die Liebe zu dem einzigen Kinde (Frau v. Carayon und Frau v. Briest). Die verstandesmäßige Bindung wird über die instinktive gestellt. Voran von Amelie v. Pudagla, die, wie die meisten ihres Temperamentes mit einem bedeutend älteren Manne verheiratet, für ihn „dieselbe heitere Kühle hatte, wie für alle andern Mitglieder des Rheinsberger Hofes, und die Frage nach der Fortdauer des Hauses Pudagla mit niegestörter Gleichgültigkeit behandelte" (I, 1, 162).

Hinsichtlich Kathinkas, die das völlige Ebenbild ihrer Mutter ist — beide flohen den Mann, dessen Tugenden und Fehler sich am besten in dem Wort „preußisch" zusammenfassen lassen, und wählten einen Polen, gelten überhaupt, obwohl zum größten Teil deutsches Blut in ihren Adern fließt, als Typ der Polin —, hört

man von Kindern überhaupt nichts. Käthe nimmt diese Frage ebenfalls leicht. „ Sie lebte so gern und fand an Putz und Plaudern, an Reiten und Fahren ein so volles Genüge, daß sie vor einer Veränderung ihrer Häuslichkeit eher erschrak, als sie herbeiwünschte“ (I, 5, 241).

Für Melusine ist der Verzicht auf ein Fortleben in den Nachkommen, nun jedoch zugunsten des Einsatzes für eine Idee, gewissermaßen zum Programm erhoben. „Durchschnittsmenschen glauben, sich so schnell wie möglich verewigen zu müssen, damit die Herrlichkeit nicht ausstirbt“ (I, 10, 201), sagt sie; und noch zum Schluß heißt es: „Es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe der Stechlin!“ (I, 10, 526).

Die Stände (meist Nebenpersonen)

Einführung

Wie bereits erwähnt, ergeben sich die gemeinsamen Linien für die Nebenpersonen durch den Beruf, und in bestimmter Hinsicht ist dies ja kein äußerliches Kennzeichen allein: in der Berufswahl spricht sich der Charakter des Menschen stark aus, und auch sein Leben und Schicksal wird nicht unbeträchtlich dadurch geformt. Unter „Beruf" ist im folgenden nicht bloß die Art des Gelderwerbs zu verstehen, sondern im ganzen die Stellung innerhalb der Gesellschaft, wie sie sich in Rang und Stand kundgibt.

Es versteht sich, daß hierbei auch einige von den Hauptpersonen mitanzuführen und einer zweiten Besprechung zu unterziehen sind. Genau wie im vorigen Kapitel vereinzelt Nebenpersonen herangezogen wurden, wenn sie nämlich die charakterliche Vorstufe oder das Abbild einer Hauptfigur bildeten [1], können hier, bei der Aufzählung der Kaufleute beispielsweise, Van der Straaten oder Treibel nicht übergangen werden. Daß sie bereits neben Charakteren wie Graf Haldern oder Petöfy betrachtet sind, hindert nicht, ihre Entwicklung noch von anderer Seite her aufzuweisen. Desgleichen darf die Witwe Pittelkow nicht nur als Vertreterin des aparten Frauentys auftreten, sondern muß auch als Weiterbildung der Gestalt Frau Dörrs ihren Platz finden. Ferner sind Franziska und Mathilde Möhring einmal

[1] So z. B. sind Obadja (Quitt) oder Briest (Effi), Onkel Osten (Irr.) und Graf Haldern (Stine) bei Besprechung der älteren Generation miterwähnt, wie Tubal (V. d. St.), Gerdt Minde, Toby (Quitt), Otto Treibel bei der der jüngeren. Unter die aparten Frauen sind von den Nebenpersonen auch Frau v. Carayon (Schach) zu zählen und Brigitte (Unwied.), unter die stillen und zurückgezogenen Trud (Gr. M.) und Ruth (Quitt).

zusammen mit Renate, Ruth, Christine, Sophie in eine Reihe zu stellen, zweitens als Schauspielerin und Zimmerwirtin mit ihren übrigen Standesgenossinnen. Und bei der Schilderung des märkischen Junkers sind selbstverständlich Berndt v. Vitzewitz und Dubslav v. Stechlin mit einzubeziehen, die ja gerade aus dieser ganz bestimmten Atmosphäre ihre Hauptkräfte ziehen. Hradscheck (U. B.) sogar ist allein von der ständischen Seite her erfaßbar.

Im allgemeinen gilt für Fontane, daß die Durchdringung jener beiden Wesenszüge, des charakterlichen und des beruflichen, also des angeborenen und des erworbenen, in den späteren Werken immer intensiver wird. Während Berndt (V. d. St.) beispielsweise — wie das sein Wesensverwandter St. Arnaud beweist — nicht unbedingt ein Vertreter des Landadels zu sein braucht, ist der alte Stechlin geradezu der Typus des Junkers und unter anderen Verhältnissen wäre er eben nicht er selbst, sondern Barby ähnlich geworden. Hier sind Schicksal und Charakter, die im Frühwerk teils auseinanderstreben, teils ungeeint nebeneinander herlaufen, zur unlösbaren Einheit verschmolzen. Genau dasselbe läßt sich an dem Beispiel Van der Straaten–Treibel verfolgen. Hat ersterer noch verhältnismäßig wenig vom typischen Kaufmann an sich, ist charakterlich vielmehr mit Wilibald Schmidt (Fr. J. Tr.) in Beziehung zu setzen, kann Treibel als der vollausgebildete Typus jenes Standes gelten. Und hat etwa Franziska (Graf P.) noch kaum Berührungspunkte mit der sonst bei Fontane üblichen Schauspielerin, so ist als das Ergebnis seiner sämtlichen Beobachtungen und Studien über Haus- und Zimmerwirte Mathilde Möhring anzusehen.

Aus diesem Grunde sind zu der Besprechung der Berufe und Stände vor allem die Hauptpersonen der Spätwerke mit heranzuziehen.

Bei der folgenden Kapiteleinteilung in Adlige — Pastoren und Ärzte — Kaufleute — Schauspieler — Hausangestellte — Vermieter und sonstige „kleine Leute" — die Landbevölkerung — und die Kinder kommt es nur dreimal vor, daß keinerlei Hauptpersonen zum Vergleich vorhanden sind. Pastoren und Ärzte sowie die Hausangestellten haben es nie zu einer derartigen Rolle gebracht, sondern sind trotz überaus zahlreicher Vertreter stets im Hintergrund geblieben; und ferner die Kinder, die — mit einer einzigen Ausnahme (Olga - Stine) — stets mehr der Charakteristik der Erwachsenen dienen, als um ihrer selbst will geschildert sind.

Der Adel

Bei der Einzelbesprechung beginnt man am besten — Fontanes Vorliebe folgend — mit der höchsten gesellschaftlichen Klasse: den regierenden Fürsten. Diese sind nicht nur in historischen Romanen zu finden (Gr. Minde: Kurfürst Johann Sigismund, V. d. St.: Prinz Ferdinand, Bruder Friedrichs II., Schach: Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise, ferner Louis Ferdinand, Prinz von Preußen), sondern auch in dem, der nahe an die Gegenwart heranreicht (Unwied.: Der König von Dänemark). In den Zeitromanen dagegen, wie in Effi z. B., ist Kaiser Wilhelm nur erwähnt, und im Stechlin wird eine Anekdote von ihm erzählt, da ein persönliches Auftreten sich hier von selbst verbietet[1].

Werden Adlige genannt, wie die Fürsten v. Welfen-Echingen, die Prinzessin Ippe-Büchsenstein, der Graf v. Emmerode oder die dänische Prinzessin, so kann bei den wenig veränderten Namen zwar leicht jeder an ein bestimmtes Fürstenhaus denken, doch nimmt hier die Art der Darstellung den etwaigen Stachel, da all diese Personen keine historisch echten Einzelporträts abgeben, sondern typisch gesehen sind, speziell in Fontanescher Manier.

Die Dänenprinzessin Maria Eleonore z. B. ist das genaue Abbild von Amelie v. Pudagla (Unwied. — V. d. St.)[2]. Und der Fürst

---

[1] In ähnlicher Weise steht es mit der Behandlung anderer historisch berühmter Persönlichkeiten. Während Fichte noch in Person auftritt (V. d. St.), wie er in dem denkwürdigen Winter 1812/13 seine Vorlesungen hält, sind Thomsen und Worsaae (Unwied.) bloß erwähnt. Haugwitz wird nur in Gesprächen anderer gezeigt, und Lombard lediglich durch eine Anekdote charakterisiert (Schach). Hall und de Meza (Unwied.) sind nur kurz genannt, sie selbst äußern sich nirgends, und Bismarck gar lernt man fast ausschließlich in der Kritik seiner gestürzten Gegner kennen.

Aber auch Persönlichkeiten, die nicht diesen europäischen Ruf haben, wie die eben genannten, sondern einfach damalige Berliner Stadtberühmtheiten waren, führt der Dichter in feinem Taktgefühl nur selten persönlich ein, und wenn, dann äußerst kurz. Während noch Dussek (Schach) selbst auftreten durfte, werden Paul und Paula Schlenther bloß erwähnt (Poggp.). Hofprediger Frommel (Stechlin) lernt der Leser bei den Barbys nur ganz flüchtig kennen (auf der Hochzeit), ähnlich der Szene in Schach mit Konsistorialrat Bocquet.

[2] Bezeichnend ist, daß auch für die Prinzessin unter anderem der Name Amalie (MS.) geplant war. Die Frauen sind — obwohl der Zeit nach um rund ein halbes Jahrhundert auseinander — die typischen Vertreterinnen der Aufklärung. Vernunft und Aberglauben, diese scheinbaren Gegensätze, beherrschen beide. Geistreich und witzig, ganz auf Esprit und Galanterie gestellt, sind sie nur in höfischer Umgebung denkbar. Sich zwischen den dort üblichen Intrigen hindurchzulavieren, vielleicht selbst etwas Politik zu treiben, doch ohne großes Risiko, das ist ihnen Lebensnotwendigkeit. Beide stehen zu

v. Welfen-Echingen nebst seinem Neffen Bernhard erinnert in den äußeren Umständen stark an den Grafen Haldern und Waldemar (Céc. — Stine) [3].

Wenn Koseleger (Stechlin) von der Großfürstin Wera spricht, so ist das nicht anders, als wenn Waldemar (Stine) von seiner Stiefmutter erwähnt, daß ein Großfürst ihr einmal ein Billett geschrieben habe, das „beinah ein Liebesbillett" (I, 5, 96) war, oder Phemi (Graf P.) andeutet, daß der Vater ihres Kindes ein Erzherzog sei, oder daß Ebba (Unwied.) mit „Haus Wasa" (I, 7, 150) einst eng liiert war. All das steht am Rande des Geschehens, auch Frauen wie die Lichtenau (V. d. St.), Pauline Wiesel (Schach), die Danner (Unwied.) werden immer nur erwähnt. Auftreten und handeln läßt der Dichter lediglich diejenigen, die er zu solchen Persönlichkeiten in irgendwelche Beziehung gebracht hat, die selbst aber unbekannt sind, und mit denen er daher frei schalten darf.

Männliche Adlige

Es findet sich daher die Gesellschaft in ihrer vollen Mannigfaltigkeit in Fontanes Romanen wieder, alles erlebt und beobachtet, aber stets so umgewandelt, daß aus den Einzelindividuen durch Hinzufügen oder Fortfall bestimmter Züge der Typus herausgearbeitet ist, und zwar wie der Dichter ihn sehen wollte.

Der Offizier zum Beispiel fehlt — abgesehen von Gr. M. — in keinem Roman; und obwohl er meist in wenigen deutlich ausgeprägten Typen auftritt, gleicht doch keiner dem anderen, denn jeder Typus weist wieder eine Fülle von Spielarten auf.

---

der eigentlichen Regierung in Opposition, die Prinzessin zu ihrem Neffen, Amelie lebt am Hofe des Prinzen Heinrich, dem Zentrum der Fronde gegen Friedrich II. Von Natur aus kühl und für sich selbst von strengster Korrektheit, nehmen sie stärksten Anteil an allem Hofklatsch. Von großer persönlicher Offenheit und absolut unabhängig von dem Gerede der Leute, verschmähen sie es, sich in üblicher Weise bei ihren Handlungen auf das Christentum zu berufen. Aber ebenso weit sind sie von echtem Naturgefühl entfernt. Ihre innere Kraft schöpfen sie aus der Vernunft. Ihre geistige Anlage ist — obschon beide germanisch sind — eminent französisch, und in Frankreich erblicken sie auch ihre Vorbilder und Ideale. Der einzige Unterschied ist, daß wir Amelie erst nach ihrer Zeit am Hofe des Prinzen Heinrich kennen lernen, als sie sich wohl oder übel auf dem Lande einrichten muß, wogegen die Prinzessin in ihrem Element verbleiben kann.

[3] Die beiden älteren sind Lebemänner, die jüngeren kränkelnd und früh dem Tode verfallen. Jedoch ist das ganze Motiv in dem späteren Werk viel weiter durchgebildet.

Der leichtsinnige und der korrekte — das wären etwa die beiden Arten, vornehmlich des jüngeren Offiziers.

In den Poggp. finden wir sie in schärfster Deutlichkeit kontrastiert, weil sie da, und nur da, ganz isoliert vorkommen, d. h. kein Zwischentypus den Übergang vermittelt. Wendelin und Leo — der ältere ist tüchtig, sparsam, korrekt, mit einer großen Karriere vor sich, grundanständig und hilfsbereit, wie man daraus ersieht, daß er dem Bruder das selbstverdiente Geld gibt, damit jener nach Haus fahren kann. Und trotzdem wird man seiner nicht froh. Es liegt nicht das geringste gegen ihn vor, aber was unwillkürlich gegen ihn einnimmt, ist, daß alle seinen Bruder Leo ihm vorziehen. Bei der Mutter könnte man annehmen, daß Leo, weil ausgesprochenes Sorgenkind, eben darum das liebste der Kinder ist; aber auch die Geschwister — mit Ausnahme von Therese, die ihrerseits wieder nicht gerade sehr sympathisch gezeichnet ist — hängen mit größter Liebe an ihrem Bruder Leichtsinn.

Eine nähere Erklärung für diese immerhin merkwürdige Sympathieverteilung liegt in den Poggp. selbst nicht vor, man muß deshalb schon zu anderen Werken greifen, in denen diese beiden Typen wiederkehren. Gleich im nächsten Roman, dem Stechlin, werden sie unmittelbar wiederholt. Als Freundespaar Rex und Czako fordern sie zum Vergleich geradezu heraus, nur steht hier als Mittelsperson Woldemar v. Stechlin zwischen ihnen.

Rex ist der feinere, der gesellschaftlichere, seine Passion sind Sittlichkeitsfragen, er ist dabei, einen Verein für Frühgottesdienst außerhalb Berlins zu gründen. Als vollendeter Weltmann nimmt er Neckereien in unerschütterlicher Artigkeit hin, aber was ihm ein für allemal fehlt, ist Temperament, Lebhaftigkeit, selbst wenn sie einmal über die Stränge schlägt, und vor allem Warmherzigkeit, die zuweilen fünf gerade sein läßt. Hauptsächlich das ist es, was ihn — bei Fontane wenigstens — richtet. Die fehlerloser Vortrefflichkeit gilt bei diesem Dichter schlimmer als Schuld[1].

[1] „Das große, mit Pflicht-, Ehr- und Rechtsbegriffen ausstaffierte Tugendexemplar ist unbedingt respektabel, . . . kann einem sogar imponieren; trotzdem ist es nicht das Höchste" (II, 2, 169). Immer wieder von neuem suchte Fontane diese Worte in seinen Erzählungen zu versinnbildlichen. Es müssen, um einen vollkommenen Menschen (mit der Betonung auf dem Wort Mensch) auszumachen, kleine Schwächen hinzukommen, ein liebenswürdiges Sich-gehen-lassen, ein übermütiges Über-das-Ziel-hinausschießen, um „die kalte Vortrefflichkeit zu verklären" (II, 2, 169). Diese mehr oder weniger betonten Fehler, ohne die der Einzelne nun einmal unerträglich ist, sind aber nicht zu entschuldigen, wenn sie in einem minderwertigen Cha-

An Wendelin und Rex kommt dies nicht so deutlich zum Ausdruck, wie überhaupt in den späteren Werken Fontane sich vor Kraßheiten hütete und die Gegensätze immer versöhnlicher gestaltete. Immerhin sind beide auf dem besten Wege sich zu einem Typus wie Innstetten zu entwickeln, der, an Charakter untadlig und seiner Gesamteinstellung nach am besten nach „Schnepfenthal oder Bunzlau" (I, 9, 163) passend, doch ein Mensch „ohne rechte Liebe" (I, 9, 372) ist. Rex ähnelt Innstetten sogar im Spezialberuf, er ist Reserveoffizier und in der Hauptsache Jurist.

Mit Humor betrachtet finden wir denselben Typus in Quitt, sogar zweimal: als Leutnant Kowalski, der seine Sätze stets mit „Sittlichkeit" (I, 6, 17) abschließt, und als Sophus Unverdorben, der — ebenfalls Jurist und Reserveoffizier — wie schon der Name besagt, die scheinheilige Makellosigkeit in Person ist. Die besondere Schilderung des Äußeren verstärkt noch diesen Eindruck: Unverdorben ist Albino und geht zum Überfluß stets in Weiß gekleidet.

Das immer korrekte, aber zugleich kalte Strebertum zeigt sich am ausgeprägtesten in L'Ad. (Frühwerk!), wo Gryczinski, äußerlich tadellos, im Innern nichts als Karrieremacher ist. Alles, was Fontane ihm an Güte und Menschlichkeit im MS. noch zulegte, ist wieder gestrichen — ein weiterer Beweis, daß in den ersten Romanen die Einseitigkeiten am stärksten herausgehoben sind. Die Vorstudien zu all den eben Genannten finden sich bereits in V. d. St. in der Person des Präsidenten Krach, eines bedeutenden Juristen, der, vollendeter Weltmann, gleichfalls nie seine Fassung verliert, der aber neben äußerlich guten Manieren teilweise wenig günstige Eigenschaften zeigt.

Wie in den Poggp. die unsympathische und hochmütige Therese am meisten an Leo auszusetzen hat, so ist es im Stechlin Adelheid, die selbstverständlich sofort von Rex eingenommen ist, wogegen die Besten, wie Dubslav und Lorenzen, entschieden Czako bevorzugen. Auch Melusine läßt keinen Zweifel, welchen von beiden sie höher schätzt.

Haben wir in diesen Spätwerken den korrekten Typus meist eng gekoppelt mit dem anderen, dem leichtsinnigen, so zeigen sich beide ohne bestimmte Beziehung zueinander in den früheren.

---

rakter ihren Grund haben, sondern sie müssen einem Zuviel an Güte, Nachsicht, kurz einem Übermaß des Positiven entspringen.

Wen Fontane am meisten loben will, dem gibt er zu seinen Vorzügen auch „les défauts de ses vertus", d. h. bei dem macht sich mitunter die Kehrseite seiner Vorzüge geltend.

Im Stechlin sind Rex und Czako zwei Teile eines Ganzen, in den Poggp. Wendelin und Leo desgleichen. Auch in Effi haben wir dasselbe in Innstetten und Crampas, obwohl hier die Verhältnisse, weil es sich um Hauptpersonen handelt, etwas abgewandelt sind. Das gleiche Gegensatzpaar findet sich in Unwied., allerdings nicht als Offiziere, sondern als Hofkavaliere. Pentz, der Lebemann, und Erichsen, „das Gewissen", sind im Guten wie im Schlechten das getreue Abbild der Obigen.

Die Anfänge jenes leichtlebigen, heiteren Typus kommen zuerst in V. d. St. in der Gestalt der Hauptleute Jürgaß und Bummcke vor. Diese, besonders der näher charakterisierte Jürgaß, finden sich beinah in jedem Roman in der Rolle des Raisonneurs wieder, d. h. wenn gezeigt werden soll, wie die „Welt" über den oder jenen urteilt. Sicher in sich selbst und in ihrer Stellung im Leben, jung und noch unbeschwert genießend, sind sie am besten geeignet, die summarische und daher stets an der Oberfläche bleibende Ansicht der „Gesellschaft" auszusprechen.

Wenn auch in V. d. St. für diese Funktion noch wenig Raum übrig bleibt, so zeigt sich dies schon um so deutlicher in den nächsten Romanen: in Schach, wo die Offiziere des Regiments Gens d'armes — neben Bülow und Sander — an der Debatte über Schach und die Carayons beteiligt sind (in Sala Tarone), und in L'Ad., wo ebenfalls eine solche Szene vorkommt. Melanie, schwankend zwischen Rubehn und Van der Straaten, in schwerste innere Kämpfe verstrickt, aber nach außen hin noch glänzend und unangetastet in ihrer Stellung, wird von Gryczinskis Kameraden beurteilt. Leutnant Tigris, Wensky und v. Schnabel sind hier etwas karikiert, in Schnabel ist Nostitz (Schach) noch einmal wiederholt[2]. Unbenannt findet sich eine ganz ähnliche Offiziersgruppe auf Schloß Emmerode (Ell.) zusammen, um wieder in äußerlichster Weise ihre Bemerkungen über Hildes und Baltzers Hochzeit, den alten Kamm-Melcher und Hilde als Witwe auszutauschen. In Graf P. spielen Coronini und Pejevics dieselbe Rolle. Gleich zu Anfang tritt besonders der erstere hervor. Seine oberflächliche Bemerkung über den Tod von Gablenz empört den alten Petöfy. Der junge Graf, der als leichtlebig bezeichnet wird, macht durch gewinnende Liebenswürdigkeit seinen faux pas so bald als möglich gut. Sogar in U. B., wo das Milieu es nicht erwarten läßt, ist ein Manöver eingeführt,

[2] Beide, große Cour- und Schuldenmacher, sind — obwohl sie aus der Provinz stammen — vorzüglich ihrer außergewöhnlichen Körperlänge wegen in die Eliteregimenter aufgenommen.

und in Hradschecks Krug sind die Offiziere einquartiert. Ihre Äußerungen und Vermutungen über Ursel sind im Stil sehr ähnlich denen in L'Ad. und Ell.

Nicht mehr so oberflächlich und verhältnismäßig unmotiviert eingeflochten, sondern fest dazugehörig und das gesamte Geschehen regelmäßig begleitend erhebt sich das Gespräch der jungen Offiziere in Irr. zu einer Art Chor, der von höherer Warte aus das Ganze miterlebt. Zugleich mit dieser engeren Verknüpfung setzt auch eine psychologische Vertiefung ein. Die Urteile sind nicht mehr rein äußerlich, sondern wägen, trotz prinzipieller Parteinahme für Tradition und Konvention, die Widersprüche des betreffenden Einzelfalles gegeneinander ab. Überhaupt setzt hier die Verfeinerung ein, und es treten die Urteilenden deutlicher hervor, erhalten eigene charakteristische Namen, bis sie schließlich zu den fein nuancierten Gegenspielern in den Poggp. und im Stechlin sich entwickeln.

Eine Doppelung haben wir in Effi und dem Stechlin insofern, als neben den beiden Paaren Innstetten—Crampas und Rex—Czako der zweite Typus noch einmal in flüchtiger Weise, wie es in V. d. St., L'Ad., Schach, Ell., U. B. üblich war, wiederholt wird. Vetter Dagobert (Effi) und Herbstfelde nebst Kameraden (Stechlin) setzen die Reihe der Jürgaß und Nostitz usw. fort. Dagobert ist zudem insofern der Vorläufer Czakos, als er wie jener dem Alexander-Regiment angehört. Echter Berliner, etwas frivol, immer obenauf („merkwürdig, daß grade das Regiment Alexander immer so vergnügte Herren hat", sagt die Schmargendorf) (I, 10, 111), ist er leichtsinnig und doch keineswegs von der selbstsicheren Überheblichkeit, die die vorhergenannten alle aufwiesen. Etwas von Zweifeln an der eigenen und der Welt Wichtigkeit mischt sich hinein, die dann bei Czako noch verstärkt ist — denn wenn Dagobert „ein halber Junge" (I, 9, 36) war, so ist Czako ein Mann.

Ansätze einer tieferen psychologischen Durchbildung fanden sich schon in Schach; und zwar an der gesamten Offiziersgruppe, in der sich die verschiedensten Temperamente mischen und die ersten Ansätze deutlich werden zu einer Gegenüberstellung von korrekt und unbedenklich in Alvensleben und Nostitz. Bei Schach, der anfangs als der allerkorrekteste erscheint, liegt alles viel komplizierter. Er macht diesen Ruf, in dem er stand, durch seine letzte Tat selbst zuschanden. Leutnant Zieten, den man zunächst als extremen Vertreter der anderen Gruppe ansehen könnte, ist mehr eine Karikatur. Unter keinen Umständen darf er als Normaltypus der jungen Leutnants gelten. Es wird

von ihm gesagt, daß er schon älter sei, und darin wie in allem weist er auf Bamme (V. d. St.), dessen getreues Abbild er ist[3].

Mit diesem gehen wir zu den älteren Militärs, den ehemaligen Offizieren über, die sich entweder auf ihre Güter zurückzogen oder sonst in der Großstadt und auf Reisen ihr Leben verbringen. Mit Ausnahme von St. Arnaud haben alle ein gewisses Wohlwollen (auch bei Berndt v. Vitzewitz beginnt sich dies schon zu zeigen) und eine große persönliche Gutmütigkeit (von der hat Berndt noch nichts), sogar Bamme, der sonst der zweifelhafteste aus diesem Kreise ist.

Um sogenannte „Originale" herauszubilden, ist die Einsamkeit auf dem Lande besonders günstig. Die Gäste Tante Amelies haben — bis in Einzelheiten durchgeführt — sämtlichst mehr oder weniger einen kleinen Tic. Im Stechlin bleibt die Kenntlichmachung der Molchow, Krangen, Alten Friesack usw. zwar dahinter zurück, dafür ist um so mehr Eigenwüchsigkeit dem alten Stechlin selber zugeteilt. Dieser schlägt seinen weltmännischen Doppelgänger Barby in diesem Punkte erheblich, denn jener ist durch seinen Lebensweg glatt geschliffen worden. Zwar gehört die Originalität des alten Dubslav nicht zu dem, was Bamme auf diesem Gebiet leistet, sondern verkörpert das märkische Junkertum bester Art, dafür haben wir es aber auch dort mit dem frühesten, hier mit dem reifsten und letzten Werk zu tun.

Das Bewußtsein, in seinem kleinen Reich unbeschränkt zu herrschen, und das stolze Gefühl, schon vor den Hohenzollern dagewesen zu sein, gibt Dubslav wie all diesen Vertretern des Landadels eine selbstbewußte Unabhängigkeit. In einer gewissen Rückständigkeit äußert sie sich bei Onkel Osten (Irr.), der, empört über den neuen politischen Kurs, zum wütendsten Bismarckfrondeur geworden ist. Aber sogar Adalbert v. Poggenpuhl, der doch sonst von allen der bescheidenste ist, spricht in einer Weise, daß die gute Majorin v. P. ängstlich besorgt sagen muß: „Ein Glück, daß die Wände keine Ohren haben" (I, 8, 284). Diese selbstgefällige Unbefangenheit, bei Briest zum ständigen Ärger seiner Frau bis zur Ungeniertheit gesteigert, geht zu-

[3] Bamme ist Zietenhusar, klein, säbelbeinig und krähstimmig, ein rücksichtsloser Abenteurer, verwegen und von großem persönlichen Mut, aber auch vor keiner Frivolität zurückschreckend. Mehr oder weniger derbe Scherze sind sein Hauptvergnügen, vor allem gänzliche Mißachtung und Verhöhnung der Religion. In jedem Punkte entspricht ihm der Offizier im Regiment Gens d'armes, der zum Überfluß noch Zieten genannt ist, und der den Einfall hatte, die „Weihe der Kraft" zu parodieren.

gleich Hand in Hand mit einer warmen Menschlichkeit für alle, die es schwerer im Leben haben, auch für die einfachsten Leute.

Keine Spur von Hochmut irgendwelcher Art zeigen all diese Adligen. Berndt ist einer der ersten, die in Ostelbien die Leibeigenschaft ihrer Bauern praktisch aufgehoben haben, zu der Heirat Lewins mit Marie kann niemand herzlicher gratulieren als Bamme; und über Dubslav, der sich in Kunst und Altertumsfragen von seinem Dorflehrer Krippenstapel belehren läßt und nach der Wahl den alten Taugenichts Tuxen auf seinen Wagen lädt und sicher nach Hause bringt, obwohl jener gegen ihn gestimmt hatte, ist in dieser Hinsicht kein Wort mehr zu verlieren. Es ist dies dieselbe Milde, die den alten General (Ell.) veranlaßt, sich Zinzendorffs Ideen anzueignen und in dem Dorfhirten Melcher, über den die Jüngeren spotten, den achtungheischenden Mitmenschen anzuerkennen.

Wenn auch einzelne dieser Adligen in hochmütiger und steifer Rückständigkeit ein schlechteres Bild abgeben (die Grasenabbs und Güldenklees, überhaupt der pommersche Adel um Kessine herum — Effi), so ist das doch mehr lächerlich als schlimm. Die Zeit wird über solche Gestalten hinweggehen, die für ihre Mitmenschen zwar wenig sympathisch sind, in denen aber im Grunde ein äußerst tüchtiger und solider Kern steckt.

Unter die eben aufgezählten reiht sich auch Arne (Unwied.) ein, der als Holsteiner zwar etwas anders wirkt als die märkischen Junker, der aber im Grunde ebenfalls hierher gehört, wie Pentz und Erichsen unter die Offiziere zu rechnen waren. Daß er auf dem Lande lebt und sein ganzes Interesse in diesen Dingen aufgeht, stellt ihn rein äußerlich, seine Güte und Herzlichkeit, sein Wohlwollen und seine Nachsicht und nicht zum wenigsten seine starke Vorliebe für Preußen und preußische Art auch charakterlich hierher.

Wirkliche Schwächen und Fehler dagegen haben — trotz einschmeichelnder Liebenswürdigkeit — stets die, die sich von ihrem Boden mehr oder weniger losgelöst haben und nun ein unruhiges und unerfülltes Dasein mit sich herumschleppen. Waren die bisher erwähnten alle gänzlich untragisch, so haben wir hier in dieser Gruppe fast durchweg tragische Schicksale. Die Launen und Kapricen dieser Menschen, die himmelweit entfernt sind von den mutwilligen Exzentritäten eines Bamme, müssen oft genug mit dem Leben bezahlt werden. Und selbst wenn dies nicht der Fall ist, wie groß ist dann noch immer der Unterschied!

Was ist aus dem hitzigen und polternden, aber im Grunde doch herzensguten und vortrefflichen Onkel Osten (Irr.) in der Person

des Bismarckfrondeurs Duquede (L'Ad.) geworden! Aus der politischen Gegnerschaft hat sich eine vollständige Verbitterung herausgebildet, eine wahre Flut von Mißgunst ergießt sich über all und jedes, und es gibt wohl nichts auf der Welt, was nicht „überschätzt" würde (I, 3, 23). Welche gänzliche Charakterlosigkeit finden wir in dem alten Baron (Stine), der ziemlich dumm, in bequemem Entgegenkommen bereit ist, jedem, wer es sei, recht zu geben, und was für ein jämmerliches Geschöpf stellt Leutnant Vogelsang (Fr. J. Tr.) vor! Allerdings gibt uns Fontane hier eine reichlich übertriebene Karikatur, die nur in einer an und für sich satirisch angelegten Erzählung überhaupt möglich ist, aber es wird doch mit erschütternder Wahrheit gezeigt, wohin es mit derartigen Existenzen kommt, wenn der Bourgeois anfängt, sich ihrer zu bedienen. Auch St. Arnaud, gesellschaftlich unmöglich durch seine Heirat mit der Frau, die er mehr aus eigensinniger Laune als aus wirklicher Zuneigung genommen hat, entwickelt sich in seinem zwecklosen Leben zu einer Art „Jeu-Oberst" (I, 4, 293), wie Gordon es nennt. Für den ehemals glänzenden Offizier bleibt das als einziges übrig, um die tote Zeit zu vertreiben, und aus der soldatischen Strenge und Härte entwickelt sich eine Art brutaler Sport: gefürchtet zu werden.

Als tragische Gestalt, die infolge ihrer Wurzellosigkeit zugrunde geht, begegnet uns zuerst in V. d. St. Alexander v. Ladalinski. Sein unglückliches Geschick vererbt sich auf seine Kinder, die sich ebenfalls nirgends heimisch fühlen können, und den letzten Rest von Freude, den er in dem Glück seiner Tochter hätte finden können, verdirbt er sich selbst durch seinen Eigensinn. Obwohl er gewissermaßen schuldlos in dieses Unglück geraten ist, wird ihm doch kein Tropfen davon erspart, und ähnlich ergeht es Graf Haldern (Stine). Die Anlage jener Novelle macht es zwar, daß wir ihn von einer ganze anderen Seite und in ganz anderen als tragischen Situationen kennen lernen, und doch ist es falsch, in ihm nichts als den Lebemann zu sehen, wie er zu Anfang bei der Pittelkow sich zeigt. Im Gegensatz zu dem Baron, der sich im Verlauf der Handlung nicht wesentlich ändert, lernen wir in der Aussprache mit Waldemar den Grafen als festen Charakter kennen. Sein Stolz und seine Hoffnung für die Zukunft war der Neffe. „Wahrhaftig, Junge, du bist der beste von allen lebenden Halderns (vielleicht können wir auch die toten miteinrechnen)" (I, 5, 76), heißt es. Die Angst um ihn und dann das Unglück über seinen Verzweiflungsschritt, das ihn der Familie Pittelkow gegenüber doch nicht unbillig werden

läßt — all dies deutet auf einen ganz wundervollen Charakter hin, von dem man in der Novelle selbst nur leider zu wenig erfährt.

Neben diesen beiden, die schuldlos ihr Unglück tragen, ohne eine feste Lebensaufgabe und ohne einen Erben, dem sie nach dem Tode diese einmal übergeben könnten, existieren zu müssen, stehen andere, die den festen Grund, der ihnen gegeben war, freiwillig verlassen haben. Eine gewisse Ähnlichkeit noch mit Ladalinski hat Graf Petöfy, der — wie jener durch den Polenkrieg — durch den Ungarnaufstand aus der Bahn geworfen wurde und seitdem ein unstätes Leben abwechselnd in den Zentren internationalen Lebens und in seiner Wahlheimat Wien, dann wieder mit stark betontem Magyarentum auf seinen ungarischen Gütern führt. Seiner Natur nach unfähig, sich gänzlich aufs Land zurückzuziehen, in seiner Lieblingsstadt Wien ohne zweckvolle Betätigung, findet er Ersatz für das, was er verlor, im Theater. Dies wird ihm schließlich verhängnisvoll, als er glaubt, ohne die Schauspielerin nicht mehr leben zu können.

Dem Landleben vollständig entfremdet und, obwohl dort geboren und aufgewachsen, nicht imstande, auch nur kurze Zeit da zuzubringen, ist Schach. Der Gedanke, sich mit Victoire vielleicht dorthin zurückziehen zu müssen, erdrückt ihn fast. Er kann nur in glänzender Umgebung, an einem Hofe, existieren. Nur da kommen seine guten Eigenschaften zur Geltung, in der Stille und Zurückgezogenheit ist er nichts. Sein Unglück besteht darin, daß er sich dem Hof zuwandte in einer Zeit, als die dortige Atmosphäre vollständig vergiftet war, in einer Epoche des Niederganges und Verfalls, die an sich schwache Naturen nicht stützen, sondern nur zugrunde richten konnte.

In jeder Hinsicht dasselbe ist es mit Holk. Auch er stand in Diensten eines Regimes, das zum Zusammenbruch verurteilt war. Nur daß er die Heimat, die ihn trug und ihm Halt gab, nicht ganz freiwillig im Stich ließ — er hatte im Gegensatz zu Schach etwas echt Bäuerliches an sich —, sondern daß für ihn der Hof eine Zuflucht bedeutete, eine letzte Möglichkeit, Heiterkeit und Frohsinn zu finden. Danach verlangte er, denn alles derartige war ihm im eigenen Hause vollständig versagt, wo seine Frau in schwerfälligem Ernst jedes Glück erstickte.

So ist von den verschiedensten Seiten her beleuchtet, in den mannigfaltigsten Schicksalen sich äußernd, der eine Grundgedanke dargestellt, daß das Wohlergehen des Adels aufs engste mit der heimatlichen Scholle verknüpft ist. Und am eindringlichsten ist das in Fontanes Vermächtnis, dem Stechlin, ge-

zeigt. Dort erscheint zunächst Dubslav neben den Barbys als der weniger Begünstigte. Trotzdem zieht sich der Sohn, obwohl seine Entwicklung anfangs in Barbys Richtung — Militär und Gesandtschaft — wies, schon bald nach dem Tod des Alten von der Welt zurück, in der Pflege des ererbten Besitzes seine Lebensaufgabe erblickend. Nicht dem Glanz nachlaufen, sondern „einen Brunnen graben just an der Stelle, wo man grade steht" (I, 10, 35), ist eins der schönsten Worte des Pastors Lorenzen, der seinen Zögling Woldemar, wie er erleben darf, mit Erfolg auf diese Bahn gewiesen hat.

Weibliche Adlige

Längst nicht in gleicher Weise finden die Frauen im ländlichen Leben Befriedigung, Zwar sehen wir Frau v. Briest und Josefine v. Poggenpuhl glücklich und tätig in ihrem Kreis, und von anderen hören wir ein Gleiches. So von Schachs Mutter, der alten Generalin, die mit großer Strenge und Genauigkeit nach dem Tode ihres Mannes die Güter verwaltete, und auch von Bothos Mutter wird erzählt, daß sie tüchtig und energisch sei, nur „nicht auf die sparsame Seite gefallen" (I, 5, 165), wie Onkel Osten bemängeln muß. Doch sind diese alle ganz flüchtige Nebenfiguren, von denen die letzten beiden überhaupt nicht persönlich auftreten, sondern immer nur in den Berichten anderer auftauchen. Und schon in Stine schildert Waldemar seine Stiefmutter als unerträglich launenhaft infolge der Langeweile auf dem Lande, und über diese beklagen sich sogar Renate (V. d. St.), Asta (Unwied.) und Ruth (Quitt), die doch daran gewöhnt sein sollten. Nicht jede ist so glücklich veranlagt wie Marie (V. d. St.) und Armgard (Stechlin), die sich gar nichts anderes wünschen. Auch Sophie Poggenpuhl lebt gern und freudig auf dem Lande, was sich Victoire im stillen ebenfalls ausmalt. Ob sie allerdings diese Probe bestünde, ist noch die Frage. Denn die allermeisten Frauen sind für Leben und Bewegung.

Selbst Lene, eine von den ruhigen und anspruchslosen, die noch dazu in nächster Nähe der Großstadt lebt, spricht von der Stille „hier draußen" (I, 5, 133), womit Wilmersdorf gemeint ist, und für die gute Frau Dörr (Irr.) ist die Zurückgezogenheit schon beinah ein Grund „kattolsch zu werden" (I, 5, 246). Effi und Franziska scheitern nicht zum wenigsten an der selbstgewählten oder ihnen auferlegten Einsamkeit. Besonders schwer jedoch finden sich solche Frauen damit ab, die Glanz und Leben eines Hofes gewöhnt waren. Cécile nimmt eine Sonderstellung ein. Nicht die

Ruhe quält sie, im Gegenteil, nach der sehnt sie sich, sondern die gesellschaftliche Verlassenheit drückt sie nieder. „Du brauchst Menschen" (I, 4, 237), sagt St. Arnaud zu ihr. Um sich zu betäuben, greift sie zu demselben Mittel, das auch die anderen trösten und beschäftigen muß: zu der intensiven Beschäftigung mit religiösen Fragen. Sonst gänzlich unbelesen und ohne Kenntnisse, weiß sie mit Sekten und dergleichen erstaunlich gut Bescheid, denn Traktätchen bilden ihre einzige Lektüre.

Keine andere Frau besitzt so viel innere Stärke wie Amelie v. Pudagla (V. d. St.), die nach fast zwanzigjährigem Aufenthalt am Hofe des Prinzen Heinrich plötzlich in die ödeste Einsamkeit der Mark versetzt, diese sich mit einer Lebenskunst sondergleichen erträglich zu machen versteht. Zwar vermag auch sie die Verlassenheit dieser Gegend nicht ohne weiteres in ein Kulturzentrum umzuwandeln. Aber sie versucht mit allen Kräften und Mitteln das ehemals geführte Leben der Geselligkeit, Unterhaltung und des Theaters wenigstens in bescheidenen Grenzen fortzuführen. Und in ständigem Widerspruch zu der wendogermanischen Eigenart jenes Oderbezirkes bleibt sie ohne Kompromiß und Heuchelei ihrem französisch-aufklärerischen Ideal bis zum Tode treu.

In solch innerem Widerspruch zu seiner Umgebung zu leben, ist nicht jedermanns Sache. Ermyntrud (Stechlin) geborene Prinzessin Ippe-Büchsenstein versucht es gerade auf entgegengesetzte Weise. Hat sie einmal den Schritt getan und sich mit dem bürgerlichen Förster verheiratet, dann muß sie auch die Konsequenzen daraus ziehen und das Leben in kleinstem Stil auf sich nehmen. Ihr übertriebener und gänzlich verschrobener Pflichtbegriff unterstützt sie zwar einerseits dabei, zeigt aber andererseits ebenso deutlich, daß sie in ein Milieu geraten ist, in das sie an und für sich nicht paßt. Die geistigen Interessen werden — genau wie bei Cécile durch Frömmelei und überdies durch Bekehrungsversuche zu befriedigen gesucht. Ihr treuer Helfer dabei ist Koseleger, der, ehemals „galopin" bei einer Großfürstin, seinerseits das Leben der großen Welt nicht vergessen kann und sich nun als Superintendent der Grafschaft Ruppin wie in einem Kerker vorkommt.

Die Zufluchtnahme zu religiöser Schwärmerei, nur um dem Leben einen Inhalt zu geben, findet sich ferner bei der Gräfin v. Emmerode (Ell.), die sich nach großer Damen Laune ausgerechnet zu dem alten Kamm-Melcher hingezogen fühlt, der — vom Dorf verspottet — im Schloß als eine Art Erweckter gilt.

Auch Hilde, eigentlich der Gräfin Enkelin, schließt sich mit zunehmendem Bewußtwerden ihrer Außenseiterstellung im Dorf immer mehr an den alten Konventikler an. Dasselbe, aber in größerem Stil und von katholischer Seite her, sehen wir an Judith Petöfy. Fromme Stiftungen und Bekehrungswerke ersetzen ihr die vornehme Passion, bedeuten für sie dasselbe wie für den Bruder das Theater. Auch sie hat als ständigen Berater einen Priester zur Seite. Sogar bei Christine, die an und für sich fern von Überspanntheiten, gesund und ausgesprochen ländlich eingestellt ist, hat sich im Laufe der Jahre — wohl in Nachwirkung der Herrnhutischen Erziehung und infolge ihres Sichalleinfühlens in ihrer Ehe — eine religiöse Exaltiertheit herausgebildet, die nichts anderes als sich selbst mehr gelten läßt.

Aber auch in den anderen Ständen finden wir, immer wieder von Fontane behandelt, diesen religiösen Trieb, der so leicht zu Überspanntheit verbunden mit sektiererischen Neigungen führt. So wie Trud (Gr. M.) ihr eigenes unbefriedigtes Herz bei Gigas mit Klagen über andere still zu machen sucht, wie Ursel (U. B.) eine zweifelhafte Vergangenheit und neue Schuld durch verdoppelten kirchlichen Eifer und Selbstanklagen wettmachen will, so gibt es auch unter den Bauern (V. d. St. und U. B.) jedesmal Konventikler, die kirchlicher als die Kirche und unzufrieden mit der heiteren Gläubigkeit aller natürlichen und unbeschwerten Menschen, meinen, immer noch ein übriges tun zu müssen.

Diese sogenannten Frommen, die – wie Tante Schorlemer (V.d.St.), die Herrnhuterin — in ständiger Fehde mit den Berufsgeistlichen stehen, welche ihnen stets zu lau sind, tauchen oft genug in Gestalt einer Stiftsdame in den Fontaneschen Romanen auf. Das berühmteste Beispiel ist Adelheid v. Stechlin, durch Hochmut und Selbstgerechtigkeit der Schrecken sogar ihres Bruders, der sich sonst eigentlich in alles zu schicken und jedem eine liebenswürdige Seite abzugewinnen weiß. Ihre direkte Vorgängerin ist Sidonie v. Grasenabb (Effi). Obwohl nicht Stiftsdame, kann sie es in religiösem Eifer doch mit jeder aufnehmen, und an Unliebenswürdigkeit und Überheblichkeit übertrifft sie vielleicht sogar Adelheid. Auch sie traut der Seelsorge des Pastors Lindequist nichts zu und hält mit dieser ihrer Meinung dem Geistlichen gegenüber durchaus nicht zurück.

Für sie alle gibt es nichts auf der Welt, was sie nicht mit Bestimmtheit wüßten, nichts, was ihnen rätselhalt und unerklärlich bliebe. Sie sind dabei, auf Grund ihrer festgesteckten Dogmen, die ganze Welt zu mechanisieren. „Alles, was dir

nicht paßt, das ist für dich nicht da, und wenn es doch da ist, so glaubst du es mit einem guten Spruch aus der Welt schaffen zu können" (I, 1, 305), sagt schon Renate zu der Schorlemmer. Genau so ärgert sich noch Holk über seine Frau: „. . . nur für Christine waren alle Fragen gelöst; sie wußte mit gleicher Bestimmtheit, welche Bücher gelesen und nicht gelesen, welche Menschen und Grundsätze gesucht und nicht gesucht werden müßten, und vor allem wußte sie, wie man Erziehungsfragen zu behandeln habe. Und wenn sie dann wirklich einmal zugab, eine Sache nicht zu wissen, so begleitete sie dies Zugeständnis mit einer Miene, die nur zu deutlich ausdrückte: solche Dinge braucht man auch nicht zu wissen" (I, 7, 165). Dieselbe Besserwisserei, aber zudringlich und beleidigend, zeigt Sidonie v. G. Effi gegenüber. Und Adelheid v. Stechlin, die „halb wie das gute Gewissen, halb wie die göttliche Weltordnung" (I, 10, 356) auftrat, beschließt diese Reihe.

Fast ist es unnötig zu erwähnen, daß alles Derartige dem Dichter aufs tiefste verhaßt war[1]. Die Demut der Abhängigkeit, das Bewußtsein, nichts zu wissen von Anfang und Ende, welches den Sinn empfänglich macht für Möglichkeiten, die außerhalb des Gewöhnten liegen — diese Stimmung ließ er allein gelten. Daß echte Religiosität dadurch nicht aufgehoben, sondern im Gegenteil erst vertieft wird, hat er durch zahlreiche Beispiele gezeigt.

Neben Sidonie steht — im gleichen Werk (Effi) — eine noch viel bekenntnisstrengere Dame, die Ritterschaftsrätin v. Padden, gegen die Sidonie beinah ein „esprit fort" erscheint, deren Güte und Herzlichkeit jedoch, verbunden mit einem starken Humor ganz unvergleichlich ist. Sie ist die einzige, die Effi ins Herz zu blicken versteht, nicht mit boshafter Neugierde wie Sidonie, sondern voll echter Anteilnahme. Mit ihr wird die Reihe jener Stiftsdamen fortgesetzt, von denen Melanie sagt: „Die Frommen, wenn sie's wirklich sind, sind immer noch die besten" (I, 3, 143).

Sie geben nichts auf das Gerede der Welt. Riekchen geht in Melanies Haus, und bei der Domina v. Jagow (Gr. M.) finden auch die Unglücklichen und Schuldbeladenen eine Freistatt. Renate, ergeben in ihr Schicksal („es wird immer ein Schweres sein, das

[1] Es ist auch meine ehrliche Überzeugung, daß der traurigste Standpunkt, den man einnehmen kann, der des Philisters, des nüchternen Besserwissers ist. Ich weiß wohl: „Nur der Irrtum ist das Leben, und die Wahrheit ist der Tod". — Das tiefste, was je über Menschen und Menschendinge gesagt worden ist (Brief vom 13. 3. 1888 an Mete).

mich vor einem noch Schwereren bewahrt") (I, 2, 112), entwickelt sich in bewußtem Gegensatz zu dem vielfach bloß frommen Lippenwerk der Schorlemmer. Alle drei verkörpern sie — wie auch die meisten der von Fontane geschilderten Pastoren — in positivem Sinne die immer wieder durch den Dichter vertretene Idee, daß wahre Frömmigkeit sich in Milde äußert und nicht im Eifer. Ihnen nahe steht die Gräfin v. Emmerode und Judith Petöfy, die ebenfalls dicht an dieses Ideal heranragen.

Streng „kürchlich", ohne gerade Stiftsdame zu sein, ist Tante Marguerite (Schach). Von Victoires Neigung zum Katholizismus darf sie nichts erfahren. Sie ist die unscheinbare Vorgängerin Riekchens v. Sawatzki (L'Ad.), und auch im Äußern gleichen sie sich. Beide haben die ein wenig hohe Schulter und tragen stets ein kleines Seidenmäntelchen. Die Ähnlichkeit wäre noch größer, wenn das Tantchen neben dem liebenswürdigen Wesen auch des Stiftsfräuleins Scharfblick teilte, aber gerade da mangelt es erheblich bei ihr, wogegen Riekchen die ausgesprochene Vertraute Van der Straatens ist, der sie eben ihrer natürlichen Klugheit wegen hoch einschätzt.

Auch unter den anderen, die religiösen Eifer mit Unduldsamkeit vereinen, gibt es noch mancherlei Unterschiede. Nicht alle sind einer Sidonie v. Grasenabb gleichzusetzen. Schon die Schorlemmer ist mehr heftig als malitiös und zeigt — vorausgesetzt, daß man sie in ihrer Empfindlichkeit nicht reizt — viel echte Herzlichkeit und Güte[2]. Auch Tante Adelheid hat ja einen Rest von Liebe gerettet — für ihren Neffen, der das einzige ist, was sie mit der Welt und dem Leben noch verbindet. Trud dagegen fehlt es an jeder Herzenswärme, weshalb die kurze Frage von Gigas, „liebt ihr das Kind?" (I, 2, 354), sie auch so betroffen macht. Alle Bemühungen können sie daher nicht ruhig machen, und ebenso geht es Christine, die trotz viel guten Willens gerade in dem Augenblick, als sie sich der Palme der Friedfertigkeit rühmt, schmerzlich erkennt, daß nichts als der innere Frieden ihr mangelt. Eine gewisse Ähnlichkeit untereinander haben Ursel (U. B.) und Cécile, die beide früher katholisch und im Tode sich dahin zurückwendend, mit ständigen Selbstanklagen über ihr verfehltes Leben doch nichts gewinnen. Trotz gütiger und verstehender Seelsorger (Hofprediger Dörffel und Eccelius), die ihre Überschwänglichkeit stets auf das richtige Maß zu beschränken suchen, fühlen sie auf die Dauer keinen Trost.

[2] Das Erstwerk also vereinigt wieder in einer einzigen Person zwei später auseinanderstrebende Richtungen.

Neben jenen, oft genug überspannten Frauen besitzen die geistlichen Berater, wie schon mehrfach angedeutet, zum größten Teil diese Milde und Güte, diese Versöhnlichkeit, die Fontane für das Höchste hielt, und die er den feinsten und besten seiner Gestalten daher stets mitgab. In der langen Reihe der Pastoren bildet der vorhin erwähnte Koseleger durchaus die Ausnahme. Und wenn die übrigen auch untereinander verschieden sind, diese eine Eigenschaft ist ihnen allen gemeinsam, dieser eine Grundzug geht durch von V. d. St. bis zum Stechlin.

Trotzdem welche Entwicklung von Seidentopf bis Lorenzen! Ersterer mit feinem Humor, gemütlich, herzlich, ist ein passionierter Vorgeschichtler, der in diesem Punkte weit leidenschaftlicher Partei ergreift als je in theologischen Fragen. Seine Gegner sagen ihm nach, daß er statt in der Bibel wohl schon aus Versehen im „Bekmann" (*Bekmanns* historische Beschreibung der Kurmark Brandenburg) nachgeschlagen habe, genau wie Christine von dem alten Petersen, der die Bibel beiseite schiebt, um seine Steinsammlung näher zu haben, behauptet, er gäbe „Steine statt Brot" (I, 7, 66). All das ist bei einem Lorenzen unmöglich. Was an Seidentopf und Petersen noch irdisch ist, ist an ihm schon fast verklärt. Seine erste und einzige Schwärmerei für Jenny Lind ist aufgegangen in der Liebe für alles Schöne, Große und Gute, die sich ganz in seinem Amte erschöpft und nichts anderes mehr neben sich duldet.

Und zwischen den beiden da steht der strenge Gigas (Gr. M.), der überall Aberglauben wittert, der — tiefbekümmert über seines Landesherrn Abtrünnigkeit vom lutherischen Glauben — doch unerschrocken dafür eintritt, und der aus den härtesten Glaubenskämpfen einen Schatz echter Liebe gerettet hat, aus dem heraus er Trud auf ihre Anklagen Gretes erwidert: „Es ist ein gutes Kind" (I, 2, 353). Daß nicht jeder nach den Schrecken der Religionsstreitigkeiten so viel Herzenswärme bewahrt hat, beweist sein Amtsbruder in Arendsee, der Pastor Roggenstroh, der in pharisäischer Härte Valtins Begräbnis verbietet. Doch dies ist ein Einzelfall, zudem in einem der frühen Werke! Pastor Sörgel (Ell.) und Eccelius (U. B.), selbstverständlich Seidentopf und Trippel (Effi) entscheiden sich in ähnlich prekärer Lage zum Entsetzen der strenggläubigen Gemeinde ohne weiteres für Milde.

Der gute Sörgel! Kaum ist er zu übertreffen und doch wird er in den Schatten gestellt von seinem Nachfolger Borstelkamm, der einer von den ganz Frommen war und „trotzdem in solcher

Freudigkeit und Milde des Glaubens stand" (I, 2, 584), daß er sogar Grissels Beifall erwarb, die ihn als „Sörgel und Melcher all in een" (I, 2, 584) charakterisierte. Und daneben Eccelius und Bienengräber (Schach) und Niemeyer (Effi), der seiner Redegabe nach eigentlich das Zeug hätte, an „den Dom" zu kommen und trotzdem keine Spur von Hochmut kennt. Und Siebenhaar und der alte Rüthnick aus Schwante (Quitt), von dem die Kaulbarse noch in Amerika erzählen! Sehr scharfsinnig sind sie alle nicht und gänzlich außerstande, jemandem auch nur das geringste Schlechte zuzutrauen. Niemeyer wird von Frau v. Briest sogar als Null bezeichnet, der es eben nicht verstanden hätte, seinen Konfirmanden feste Grundsätze einzuprägen. Auch von Pastor Franz (Graf P.) sagt schon sein eigener Küster: „Mit uns oll Paster Franzen is dat nich veel. Hüt is he so, un morjen is he so" (I, 4, 229). Aber wie unendlich überlegen sind diese einfachen Landpastoren der überklugen und kalten Strenge derer, die immer alles am besten zu wissen glauben!

Auch Christine hält natürlich nichts von Schwarzkoppen und ist eher geneigt, den ehemaligen Seminardirektor in Schulfragen um Rat zu fragen, als in theologischen, wobei Schwarzkoppen auch jedesmal aufatmet, wenn dieses Thema abgetan ist. Wie liebenswürdig weiß Schleppegrell (Unwied.) — übrigens auch ein eifriger Vorgeschichtssammler — sich einzurichten auf seiner bescheidenen Dorfpfarre im Vergleich zu Koseleger und hat doch auch ein buntes Leben am Hofe hinter sich und könnte, wenn es nach ihm ginge, schon dreimal „mit zur Familie" (I, 1, 175) gehören, wie die Prinzessin erzählt. Wie glücklich und zufrieden ist der Pater von Szegenyhaza geschildert, dessen Leben durch die Stunden, die er in Schloß Arpa zubringen darf, einen ganz unerwarteten Glanz erhält! (Graf P.). An dem Liguorianerpater Feßler (Graf P.) wird vor allem das Weltmännische betont, ebenso an Hofprediger Dörffel, dem Berater Céciles, sowie an den Emeritus (Céc.). Auch Konsistorialrat Bocquet (Schach), der Vertraute des Hauses Carayon, so flüchtig man ihn kennen lernt, zeigt sich über engherzige Bedenklichkeit erhaben und desgleichen der englische Reverend, der die Trauung Melanies mit Rubehn in Rom vollzieht (L'Ad.). Von besonderer Unvoreingenommenheit erweisen sich die ungenannt bleibenden Geistlichen der zwei Konfessionen in Adamsdorf, die beide am Grabe Alfreds v. Poggenpuhl sprechen.

Grob und ungebildet wird nur ein einziger geschildert: Pastor Zabel (V. d. St.), der mehr in praktischen als in geistlichen Fragen berät und von Justizrat Turgany „Kollege, Dolgeliner Orakel" oder „Lebuser Markt- und Kurszettel" (I, 1, 111) genannt wird.

Handfest und energisch muß wohl auch Bammes Pastor sein, der — wie erzählt — sich mit dem überall gefürchteten General in Fehden einläßt und genau so Onkel Ostens (Irr.), der mit dem hitzigen alten Junker in einen Pfarrackerstreit verwickelt ist.

Eine Vorstufe der Pastoren, nicht nur beruflich, auch charakterlich, sind die Kandidaten. Die drei wichtigsten Typen finden sich schon in V. d. St.: Uhlenhorst, der Konventikler, engherzig und mit demagogischem Einschlag, und Othegraven, tief religiös, aber unvoreingenommen und ohne Kleinlichkeit. Er bewirbt sich um Marie — trotz ihrer Herkunft — und weiß selbst auf Bammes Art so frei einzugehen, daß dieser schwört, ihn für sein Dorf zu ernennen, wenn er seinen derzeitigen Pastor erst zu Tode geärgert habe. Der dritte ist Hansen-Grell. Als Hauslehrer weit herumgekommen, besitzt er einen großstädtisch-weltmännischen Zug. Er war längere Zeit in Dänemark (Kopenhagen) und hat die Vorliebe für das feine Porzellan von dort mitgebracht, ist auch sonst künstlerisch-ästhetisch gebildet und der eigentliche Dichter im Kreise der Castalia. Ihm scheint am meisten der Kandidat Schönemann bei den Sellenthins (Irr.) zu ähneln, an dem dies weltzugewandte Wesen sich jedoch veräußerlicht hat. Er konnte „Reifen spielen wie ein junger Marquis" (I, 5, 163) und machte sogar der gnädigen Frau den Hof. Trotzdem hat er die „Frölens" gut erzogen, was von dem armseligen Menschen, der in Stine erwähnt wird, nicht gerade behauptet werden kann. Auf seine Erziehungsmethoden sieht Waldemar mit mitleidigem Lächeln herab, und genau so steht es mit Strehlke (Unwied.), der an Gewandtheit und Überlegenheit hinter seinem erst fünfzehnjährigen Zögling schon zurücksteht.

Gewissermaßen eine Ausnahme von diesen, dafür aber wieder eine Gruppe unter sich, bilden die angelsächsischen[1] Sektierer. In jenen Ländern nichts Auffälliges und daher als ganz selbstverständlich erwähnt (im Stechlin Rechtsanwalt Waddington in London, Irvingianer), werden sie gründlicher geschildert, wenn sie in Deutschland auftauchen. So Gideon Franke (Irr.), der „drüben" eine Art Wanderprediger war, hier einen tüchtigen Werkmeister vorstellt, dem außer einem etwas lehrhaft-feierlichen Ton nicht viel von seiner ehemaligen Betätigung mehr anzumerken ist. Zu den Mormonen jedenfalls gehört er nicht, wie Frau Dörr im stillen bereits hoffte und fürchtete, und ebensowenig der gebürtige Ostpreuße Obadja Hornbostel, zu dem Lehnert (Quitt) verschlagen wird, und unter dessen Einfluß er sich den Mennoniten anschließt.

[1] Die Ausnahme davon ist Kamm-Melcher (Ell.).

Hierbei sind auch die anderen Indianer-Missionare zu erwähnen — lauter Namen — unter denen nur Krähbiel näher faßbar wird. Im Gegensatz zu Obadja, der das Christentum im Sinne von Gigas etwa verkörpert, wofür seine echte Zuneigung zu Lehnert den besten Beweis liefert, ist er von der strengeren „Observanz" und ähnlicher einem Roggenstroh. Ungenannt darf hier auch John Schorlemmer nicht bleiben, der in Herrnhuts Auftrage die Grönland-Mission betrieb. Ihn selbst lernen wir zwar nicht kennen, doch schildert ihn und seine Tätigkeit seine Witwe, Tante Schorlemmer, in einem ausführlichen Kapitel (V. d. St.), das in Inhalt und Stil das genaue Gegenstück zu dem Amerika-Abschnitt in Quitt bildet.

Aufs engste verwandt den Pastoren sind die Ärzte, was auch durch einen Namen wieder zum Ausdruck kommt. Im MS. zu Unwied. war der Name Rummschüttel einem der Pastoren zugedacht, wurde aber verworfen und dann später in Effi dem gütigen alten „Damenarzt" verliehen. Vor allem ähneln sich die beiden Berufe auf dem Lande, wo ja auch oft genug der eine für den anderen einspringen muß. Hier wie bei den Geistlichen sind die, die weniger gelehrt und zuweilen derb und etwas schrullig sind, die besten, und Fontane zog sie, genau wie die Briests oder Dubslav v. Stechlin, den neumodischen und glattpolierten bei weitem vor.

Moscheles aus Brünn, der „seinen Stock so sonderbar anfaßt, immer grade in der Mitte" (I, 10, 447), läßt Dubslav das Haus verbieten, obwohl die von ihm verordneten Mittel ganz gut anschlugen. Als tiefer Menschenkenner hatte er dessen Charakter durchschaut, und es schien ihm besser, die alte Dorfhexe gleich selber zu konsultieren. Moscheles' Vorgänger, den Tierarzt Dr. Lissauer (Unwied.), der gleichfalls hochmodern und wissenschaftlich sehr beschlagen nach homöopathischer Methode behandelt, was Holk ungemein interessiert, wünscht Christine erst gar nicht zu sehen: „Hier oben . ." „Ist er entbehrlich" (I, 7, 14). Außerordentlich bezeichnend ist es, daß Fontane, der im ganzen kein ausgesprochener Antisemit war, die beiden einzigen unsympathischen Ärzte als Juden nahm.

Typus des guten alten Landarztes ist „oll Dr. Leist" (V. d. St.), ein bißchen poltrig, ein bißchen stark an seine innere Erwärmung denkend und unfähig, einen Kranken über seinen Zustand hinwegzutäuschen. Trotzdem eine prächtige und unbedingt sympathische Erscheinung, die ein zweites Mal als Dr. Schliephake in Ell. auftaucht, wo er dem auf seine Kraft und Hildes Jugend pochenden Baltzer in eindringlicher Art auf das hinweist, was

allein Glück und Gesundheit verbürgt, auf ein ruhiges und unbeschwertes Herz. Mit den Worten „aber wie steht es hier?“ und dabei stieß er leise mit dem Finger auf Baltzer Bocholts Herz“ (I, 2, 568), hat er Baltzer aufs tiefste getroffen. Des weiteren finden wir solchen Typus in Effi als Dr. Wiesicke auf Hohen-Cremmen; und Dr. Sponholz (Stechlin), der letzte dieser Garde, ist alles in allem das verjüngte Ebenbild des alten Leist.

In Schach der „dottore“, in U. B. Dr. Oelze, in den Poggp. Dr. Nitsche und in M. M. Dr. Birnbaum bleiben für uns nicht viel mehr bloße Namen. Kurzen Äußerungen zufolge haben wir sie ähnlich wie Sponholz und die übrigen zu denken.

Ins Großstädtische und Vornehmere übertragen wird aus all diesen der alte Geheimrat Rummschüttel, „ein Damendoktor“, was im Grunde genommen jedoch ein Lob bedeutet, denn „es kann eben nicht jeder mit uns umgehen“ (I, 9, 250), wie Effi schreibt. Seine ärztliche Hilfeleistung ist nur gering, seine menschliche dafür um so größer. Seiner gütigen Fürsprache verdankt Effi die Rückkehr ins Vaterhaus, wo sie noch einmal aufleben und fast die schönsten Tage ihres Lebens verbringen darf.

Eine besondere Note haben Dr. Bie, der Arzt auf Hilleröd (Unwied.) und Dr. Hannemann (Effi), die beide Schiffschirurgen und alte Grönlandfahrer sind. Von ziemlicher Beschränktheit kann Dr. Bie nicht einmal recht etwas von jenen Reisen erzählen, das ländlich Derbe und die Vorliebe für alkoholische Getränke teilt er mit Dr. Leist. Auch von Hannemann heißt es, daß er gerade kein Licht sei, doch wird hinzugefügt, „und traf es doch immer“ (I, 9, 253); und in diesem „Treffen“ liegt wohl überhaupt die menschliche wie ärztliche Stärke all dieser schlichten Doktoren.

Die Sympathiekuren, wie sie die alte Buschen nach dem Hexenspruch „Wasser treibt das Wasser“ (I, 10, 467) mit anfangs tatsächlichem Erfolg an Dubslav durchführt, werden auch sonst gern in Anspruch genommen. Melcher Harms rettet durch seine Naturweisheit Baltzer Bocholt (Ell.), und ähnliches vermag Hoppenmarieken (V. d. St.) und die Jeschke (U. B.). Auch Leo Poggenpuhl weiß von einer alten „Polschen“ zu berichten, die bötete, welches der terminus technicus für „besprechen“ ist, und in Unwied. hört man vom Kutscher, daß er gleichfalls nichts von den „Doktors“ halte, sondern der „Sympathie“ den Vorzug gebe. Allerdings erfahren wir nicht, wen er dafür bemüht.

Was unter den Pastoren die Sektierer, das sind diese Heilkundigen unter den Ärzten: Außenseiter, die es mit der Mystik

und dem Hokuspokus halten, die aber trotz vieler Anfeindung doch immer noch mehr Zutrauen finden als die reguläre Wissenschaft — beim gemeinen Volk gewiß und bei den Gebildeten insgeheim ebenso.

Die Kaufleute

Neben Ärzten und Pastoren, die sich beide durch besondere Originalität auszeichnen, finden wir als eigentliche Vertreter des Bürgertums mit relativer Häufigkeit nur die Kaufleute, jedoch nicht halb so zahlreich und nicht halb so ausgeprägt wie die vorigen geschildert. Vertreter des Bürgertums — das sollen sie sein, und doch ist es gerade für Fontanes Zeit typisch, daß dieser Stand durch die neu sich entwickelnden Wirtschaftsformen am wenigsten festen Boden unter den Füßen hat.

Erscheint uns in Gr. M. der Tangermünder Kaufmannsstand gesichert wie für alle Ewigkeit, dem Adel vergleichbar in seiner Macht und Stellung, so ist es für die Zeitromane typisch, daß der Kaufmann überhaupt keinen bestimmten Platz im sozialen Gefüge des Volkes einnimmt, sondern in einem Augenblick sich befindet, da er die höchsten Möglichkeiten seiner Entwicklung noch nicht erreicht, die sichere Einfachheit aber bereits hinter sich gelassen hat. Ehrgeizig und strebsam — das sind sie alle und der Gesamtsituation nach entschieden auf emporsteigender Linie. Daß ihre Entwicklung noch im Fluß ist, das ist ihr Glück, aber andererseits hat diese Unfertigkeit auch arge Nachteile, besonders nach der Seite der Bildung und Kultur hin. Teils legt man ganz offensichtlich überhaupt keinen Wert darauf, teils hat man sie sich erst ganz oberflächlich angeeignet. Stets spielen Geld und Geldeswert die beherrschende Rolle, es folgen Titel und Auszeichnungen von offizieller Seite her. Mit dem Adel, dem einst mächtigen und alles beherrschenden und auch in jener Zeit noch immer angesehensten Stand in Verkehr, und sei es zunächst auch nur in Geschäftsverkehr, zu kommen, ist das Bestreben jedes Händlers, auf dem Land so gut wie in der Stadt. Merkmal aber und Verhängnis jener Epoche ist, daß auch der Adel — zwar nicht freiwillig, vielmehr durch Not gezwungen — den Umgang mit jenen Emporkömmlingen pflegen muß, weil er im harten Konkurrenzkampfe, altmodisch und mit Vorurteilen belastet, den Kürzeren zieht.

So stellt Fontane als scharfer Beobachter seiner Zeit und seiner Mitmenschen die Kaufleute — mögen sie untereinander noch so

verschieden sein — stets neben (moralisch oder wirtschaftlich) absinkenden Adel, den sie brauchen und von dem sie andererseits wieder gebraucht werden [1].

Dies wechselseitige Abhängigkeitsverhältnis zeigt sich bereits im Schach. Bülow, der schärfste Verächter alles traditionell Preußischen, läßt seine Schriften bei dem jüdischen Verleger Daniel Sander drucken, welcher dadurch den Zutritt zur besten Gesellschaft des Landes, sogar Aufnahme in den Kreis des Prinzen Louis Ferdinand findet. Die später so kraß und wie ein Menetekel wirkende Bindung Dubslavs v. Stechlin an Baruch und Isidor Hirschfeld ist in diesem Frühwerk noch kaum angedeutet. Die Kluft zwischen dem Stabskapitän v. Bülow und seinem Verleger ist so gering wie nur irgend denkbar. Letzterer, von wahrhaft vornehmem Charakter, hält sich auch äußerlich tadellos, wogegen Bülow darin ebenfalls „keineswegs exzellierte" (I, 3, 174). Vor allem bezeichnend ist, daß der stockkonservative Schach sich zu jenem weit mehr hingezogen fühlt, als zu der lärmend-aggressiven Art seines Standesgenossen, was sich in der Einladung zu seiner Hochzeit offen zeigt.

Die Zeit der Romantik wird lebendig in der Art, wie Sander sich hochbrachte: nicht grob geschäftlich durch Geldverleih, wie es später im Stechlin wieder der Fall ist, sondern die Eroberung ging von anderer Seite her aus. Das geistig-literarische Interesse bot den Weg, auf dem das Ziel zu erreichen war. Damals um die Jahrhundertwende war es noch Vorbedingung, wirklich etwas zu sein und zu leisten, um in die „Gesellschaft" aufgenommen zu werden, bereits in der Erzählung L'Ad., die 60/70 Jahre später spielt, ist wenig mehr davon zu spüren. „Ein sonderbares Haus" (I, 3, 42), heißt es von den Van der Straatens, und doch findet sich alles dort ein, sogar der Stabsoffizier v. Gryczinski. Gerade ihm, der ehrgeizig und korrekt ist bis zum letzten, wird nachgesagt, daß er Melanies Schwester Jacobine nur geheiratet habe, um dadurch Van der Straaten zum Schwager zu

[1] Der „Negationsrat" Duquede, altmärkischer Adliger (L'Ad.), die Damen v. Bomst und v. Ziegenhals, sowie Leutnant Vogelsang (Fr. J. Tr.) und schließlich der Landrat v. Dunajewski (M. M.) sind Typen, die — unzufrieden, abgesetzt oder unfähig — eine Karikatur des wahren Adels vorstellen und als gesellschaftlicher Verkehr eigentlich nur für Ausgestoßene, wie Cécile, in Frage kommen, wo sich eine ganze Reihe solcher Leute zusammenfindet (General v. Rossow, Kriegsministerialoberst v. Kraczinski, Geheimrat Hedemeyer, Sanitätsrat Wandelstern und Baronin Snatterlöw). Nichts kann deutlicher die Stellung des Kaufmannes innerhalb der Gesellschaft zeigen als dies: er steht auf einer Stufe mit den vom echten Adel verfemten.

bekommen. Zwar kann das Verleumdung sein, und doch ist diese Vermutung bezeichnend für die Wendung, die die Dinge inzwischen genommen haben. Der adlige Offizier sucht bereits den Bankier, nicht mehr umgekehrt, und auch der Staat wünscht sich seiner zu versichern: Van der Straaten wird zum Minister gebeten, womit ein wichtiger Schritt vorwärts zur vollen gesellschaftlichen Anerkennung getan ist.

Kam bei Sander das unangenehm Berechnende nur ein einziges Mal ganz kurz zum Vorschein, und auch da in einem Augenblick ziemlich übermütiger Stimmung — gemeint ist das Freihalten in Sala Tarone und das spöttische Wort an Bülow, der letzten Endes ja doch die Zeche bezahle —, so ist der Grundton in L'Ad. von dieser Art. Van der Straaten kann es sich erlauben, Zartgefühl und Takt zu mißachten, denn er hat ja „einen guten Kredit" (I, 3, 43), und in Anbetracht seines Reichtums ist er noch „besser als mancher denkt" (I, 3, 50), wie Riekchen auf Melanies stumme Klagen entschuldigend meint. Wichtiger ist: Van der Straaten ist wirklich gut, d. h. es sind Formfehler, die er begeht, sein Charakter ist untadlig, und niemals würde er sich auch nur die geringste Unehrenhaftigkeit zuschulden kommen lassen.

Auch Treibel, der von allen Kaufleuten bei Fontane am umfassendsten geschildert ist, ist noch von „guten Geistes- und Herzensanlagen" (I, 8, 183) und darin ein Nachfolger des vorigen. Nur daß er mit seinem Wollen und seinen Entschlüssen nicht mehr durchdringt, weil das entscheidende Übergewicht bei seiner Frau liegt, und die wird als „eine gefährliche Person" (I, 8, 96) bezeichnet und „umso gefährlicher, als sie's selbst nicht weiß und sich aufrichtig einbildet, ein gefühlvolles Herz zu haben" (I, 8, 96). Von ihrem Sohn heißt es: „Guter Mensch, mittelgut und als Charakter noch unter Mittel" (I, 8, 96); weniger noch gilt die Enkeltochter, ein bejammernswert dressiertes Geschöpf, kein echtes und rechtes Kind mehr, und damit hat Fontane angedeutet, wohin eine allzu bequeme Bourgeois-Sicherheit führt.

Daß von solch einem Ausgang auch die einstigen Kaufmannsgeschlechter wie die Mindes nicht sicher waren, liegt auf der Hand. Das gleiche Schicksal wie Otto Treibel hat Gerdt Minde getroffen: beiden brachte ihr Reichtum kein Glück, sondern nur die Abhängigkeit von einer kalten und berechnenden Frau, und ihre Nachkommenschaft besteht in einem blassen schwächlichen Einzelkind, das durch die übertriebene elterliche Besorgnis mehr gehemmt als gefördert wird. Hier also ist der Anhaltspunkt

gefunden, in dem auch die Mindes, die sonst gesonderter dastehen, mit den übrigen dieser Reihe übereinstimmen und sich in das Gesamtbild eingliedern.

Rein äußerlich gesehen sind die Treibels die ausführlich dargestellten Vernezobres (L'Ad.). Jene besaßen eine „Türkisch-Rot-Handlung", Treibel ist „Berliner-Blau-Fabrikant". Hulda Vernezobre stammte aus einem kleinen Vorkostladen und genau so Jenny, die sich ihr Mann aus dem Materialwarengeschäft in der Adlerstraße geholt hat. Aber der Ehekonflikt, der von ersteren berichtet wird, ist bei den Treibels fortgelassen, weil dadurch das Bild des echten Bourgeois nur getrübt worden wäre. Jenny lebt mit ihrem Mann in ausgezeichneter Ehe, d. h. — er muß gehorchen, womit nach ihrer obigen Charakterisierung bereits das Urteil gesprochen ist.

Im übrigen bildet diese Familie den Wendepunkt von der Selbstverständlichkeit einer traditionellen Kulturpflege zu der Bildungsfeindlichkeit des Emporkömmlings. Waren die Mindes als uraltes Geschlecht maßgebend in einer Stadt, deren kultureller Höhepunkt damals erreicht war, wurde zur Zeit des „Schach" die Pflege von Geist und Bildung beinah überbewertet, und zeigte Van der Straaten gleichfalls weit mehr als Durchschnittsinteresse auf den verschiedensten Gebieten der Kunst (seine Passion war, Gemälde zu sammeln), so gipfelt die Bildung der Treibels in der Zitierung einiger sentimentaler Gedichtstrophen. Darin übrigens folgen sie wieder Van der Straaten, der ebenfalls eine Vorliebe für dergleichen hatte, nur daß sich sein Wissen darin nicht erschöpfte, sondern daß solche Entgleisungen mehr das Gegengewicht zu seinem überwiegend ironisch-pessimistischen Witz bilden.

Das Haus der Familie Treibel ist zwar reich und geschmackvoll eingerichtet, doch das besorgte der Architekt. Wieweit in Wirklichkeit die Kunst und Geisteswissenschaft bei ihnen bewertet wird, das tritt klar zutage, als der Sohn des Hauses sich mit der feinen und intelligenten Professorstochter verlobt. Da nimmt es auf einmal mit Jennys Schwärmerei für das „Höhere" ein Ende, und damit ist die Stellung dieser Menschen zu Fragen solcher Art bei Fontane ein für allemal festgelegt.

Eine flüchtige Rückerinnerung an die Art des Hauses Van der Straaten empfindet man bei der Erwähnung der Familie Bartenstein (Poggp.). Auch sie besitzen eine Bildergalerie, das Zeichen sich verfeinernden Reichtums, und die verwandtschaftliche Stellung Gryczinskis zu Van der Straaten wird hier durch

Manon für ihren Bruder Leo angestrebt, den sie am liebsten mit Flora Bartenstein vermählt sähe. Und schließlich heißt es von dem Chef des Hauses, dem alten Bartenstein, daß er spätestens bei der nächsten Anleihe geadelt würde, also auch hier eine Weiterbildung von Van der Straatens Ministerbesuch. Im übrigen ist die Entwicklung schon viel weiter fortgeschritten. Während Gryczinski, noch unabhängig von seinem Schwager, dessen Reichtum als Rückendeckung zwar gern in Anspruch nehmen, aber ebenso gut auch entbehren kann, ist das Vorhandensein der Familie Bartenstein für die armen Poggenpuhls beinah von lebensnotwendiger Bedeutung. Wenn es tatsächlich zum Äußersten kommen sollte und die versetzte Zuckerdose auch beim besten Willen nicht mehr eingelöst werden kann, dann müssen eben jene auf den Plan treten, die schon längst die „liebe Manon" fragten, ob sie denn gar keinen Wunsch hätte.

Hier, sollte man meinen, hätte die Abhängigkeit des Adels ihren Gipfelpunkt erreicht, und so ist es auch in gewissem Sinne, doch ist das Demütigende dieser Lage immer noch gelindert, weil Poggenpuhls und Bartensteins sich gesellschaftlich auf gleicher Stufe begegnen, und die weltgewandte Art der Geber aus dem Almosen ein Geschenk zu machen versteht. Ungleich härter betrifft es Dubslav v. Stechlin, in seinen Geldverlegenheiten mit den Hirschfelds Geschäfte abschließen zu müssen. Während der alte Baruch — obwohl auch er nicht über seinen Stand und seine Art hinaus kann — doch menschlich gesinnt ist, zum mindesten nicht drückend empfunden wird, zeigt sein Sohn Isidor zu der geschäftlichen Überlegenheit schon die politische. Auf das Wohl der „Menschheit" sinnend, schlägt er es seinem Vater rundweg ab, bei der Wahl für den alten Herrn v. Stechlin zu stimmen, sondern hält sich zu den Sozialdemokraten, die auch tatsächlich mit großer Mehrheit den Sieg davontragen.

Und hiermit hat die Entwicklung — für Fontane wenigstens — ihr Ende erreicht, sie ist auch bereits bis zur äußersten Grenze gediehen. Hatten noch die Treibels beispielsweise trotz ihrer sonstigen Stellung überhaupt keine politische Macht, und beschränkten sich ihre Beziehungen zu Adel und Militär auf zwei etwas sonderbare „Damen" der Hofgesellschaft und einen mehr lächerlich als ernsthaft zu nehmenden ehemaligen Leutnant, so ist hier im Stechlin dem ländlichen Krämer eine Überlegenheit über seinen Gutsherrn verliehen, von der es bis zur Vernichtung der Feudalherrschaft nur noch ein Schritt ist.

Was sich sonst noch an Schilderungen der Kaufmannschaft bei Fontane findet, das reiht sich unter das eben aufgezählte

ein, ohne von besonderer Bedeutung zu sein. Die genaueste Wiederholung der Treibels findet man — nur nicht in der Hauptrolle — im Stechlin als Mühlenbesitzer Gundermann oder vielmehr v. Gundermann. Denn da Wiederholung für Fontane immer gleichbedeutend ist mit Weiterbildung, so zeigt es sich auch hier, daß das, was Treibel erst erstrebte, für seinen Berufsgenossen bereits erreicht ist. Damit kommt ein weiteres Moment des Verfalles zum Vorschein: neben einen Dubslav v. Stechlin stellt sich der reichgewordene v. Gundermann als ebenbürtig, und wenn auch der Eingeweihte den Unterschied weiß, nach außen hin ist die völlige Gleichstellung nunmehr doch erreicht.

In Herkunft, Charakter und Lebensführung erkennen wir die gesamte „Treibelei" sofort wieder. Wie Jenny aus der Adlerstraße, so stammte Frau v. Gundermann geborene Helfrich aus Berlin N, Linien- Ecke Weinmeisterstraße, nur hat letztere die Spuren ihrer Herkunft noch nicht restlos nach außen hin abgestreift. Am freiherrlichen Tisch die Rattengeschichte zu erzählen, das wäre Jenny nicht passiert. Treibels sind in dem Punkte schon eine Stufe „feiner". Die Männer zeigen ebenfalls weitgehende Übereinstimmung. Emporkömmlinge von beträchtlichem Reichtum versuchen sie sich in der Politik und halten es, um ihre Solidität darzutun, mit den Konservativen. Den Söhnen fehlt es beiderseits an Energie und Klugheit; die Mütter jedenfalls haben alle Ursache, auf der Hut zu sein, daß nicht ein dreistes junges Mädchen eines schönen Tages den Sohn „überfalle" und für sich begehre.

Etwas abgesonderter von diesen allen stehen die Kaufleute in den kleinen Provinzstädten, die in den gleichzeitig entworfenen Novellen Poggp. und M. M. einander sehr ähnlich erscheinen. Blumenthal in Thorn und Silberstein & Ehrenthal in Woldenstein — das sind die Firmen, die beide übereinstimmend mit großem Reichtum und schönen, aber frommen Töchtern bedacht sind. Schwerer als in der Großstadt ist es für sie auf dem Lande, sich gesellschaftlich hochzuarbeiten. Im Hause Blumenthal verkehrt zeitweilig Leo v. Poggenpuhl, Rebekka Silberstein versucht über die Frau des Landrats v. Dunajewski auch offiziell als „dritte Konfession" am Leben der Stadt teilzunehmen.

Konnte man bei den Ärzten beobachten, daß Fontane einen bestimmten Typus (den neumodischen und wissenschaftlich sehr ausgebildeten Arzt) jüdisch schilderte im Gegensatz zu den bieder primitiven Landärzten, so finden wir dieselbe Gleichsetzung von Typus und Konfession bei den Kaufleuten. Hier sind es sämtlich Juden mit einer einzigen Ausnahme, den Treibels, ihr Vorbild

die Vernezobres und ihr Abbild die Gundermanns selbstverständlich eingerechnet[2].

An diesem Ausnahmebeispiel wird die Art der Fontaneschen Typik besonders deutlich. War ein bestimmter Fall gefunden, der ihn zur Darstellung reizte, wie die Verbindung von Reichtum und Ungebildetheit bei den Vernezobres, dann wurde dieselbe Bedingung unverändert übernommen, nur ausführlicher dargelegt und ebenso unverändert ein zweites Mal verwendet, diesmal aber nicht so ausgedehnt — denn eine Entwicklungsmöglichkeit bargen diese Personen nun nicht mehr in sich —, sondern wieder reduziert auf eine kurze Skizze. Wer die Gundermanns richtig genießen will, der muß zuvor „Frau Jenny Treibel" kennen, und so geht es mit fast sämtlichen Figuren bei Fontane. Sie alle haben irgendwo ihren Höhepunkt, nur ist das nicht jedesmal mit solcher Deutlichkeit herausgearbeitet und erkennbar wie in diesem Falle.

Die Schauspieler

Der andere Stand, der, unfest in seiner sozialen Stellung, in höchster wie niedrigster Umgebung zu finden ist, sind die Schauspieler. Die Art ihrer Behandlung ist der der Kaufleute überaus ähnlich. Auch sie sind — was charakteristisch ist für die Zentralstellung des Adels in den Fontaneschen Romanen — fast stets mit Adligen in Verbindung gebracht; und zwar wieder so, daß dadurch in den Frühwerken weder dem einen noch dem anderen Teil etwas genommen wird, wogegen in den Spätwerken diese Koppelung immer kritischer und immer stärker im Zeichen eines gewissen Verfalls betrachtet ist, bis schließlich in den zwei letzten Novellen (Poggp. und M. M.) der gescheiterte Adlige selbst zur Bühne geht. Ferner ist auch hier neben verschiedentlicher Darstellung als Nebenpersonen einmal eine Schauspielerin als Hauptperson in den Mittelpunkt gerückt (Franziska in Graf P.). Und doch — wie anders ist die Lage hier im ganzen genommen!

Stehen die Kaufleute sämtlich wirtschaftlich am gesichertsten da, und fehlt ihnen nur noch die erst durch lange Tradition zu erringende Selbstverständlichkeit, so ist es umgekehrt bei den

[2] Bei den Mindes kam eine Auswahl zwischen jüdisch und nichtjüdisch von vornherein nicht in Frage.

Schauspielern[1]. Der Stand als solcher ist der ungesichertste von der Welt, und nur auf den Einzelnen kommt es an, ob er sich zum Ruhm und Erfolg, verbunden mit höchsten Ehren und Anerkennungen emporarbeitet oder gescheitert im Elend zugrunde geht. Beide Fälle sind möglich — mit ganz wenigen Ausnahmen pflegt Fontane den zweiten zu behandeln.

Nur selten lernen wir den großen, den erfolgreichen Schauspieler kennen, meist sind es die kleinen, schwer ringenden Existenzen, die häufig genug gar keine echten Bühnenleute sind, sondern nach Mißerfolgen im bürgerlichen Leben erst dahin verschlagen wurden. Am ehesten erscheinen jene Glücklichen noch in den Frühwerken: Mlle Alceste (V. d. St.), die berühmte Tragödin, die von Amelie als willkommener Gast empfangen wird, ist noch stark im Stil der damaligen (um 1800) Zeit gehalten und zeigt vorerst wenig speziell Fontanesche Züge[2]. Dussek (Schach) ist sogar rein historisch gesehen. Er war ein in ganz Europa berühmter Künstler und wurde besonders vom Prinzen von Preußen herangezogen. Franziska (Graf P.), als Hauptperson, steht in gewisser Weise unter einem Sondergesetz, und Adolar Krola (Fr. J. Tr.), der vierte erfolgreiche, ist seinem Werdegang — er hat auf der Höhe des Ruhmes eine Millionenerbin geheiratet und sich dann unverzüglich von der Bühne zurückgezogen — und seiner Umgebung entsprechend mehr als Bourgeois denn als Künstler zu werten.

Will man die Schauspieler kennen lernen, wie Fontane sie mit Vorliebe sah, dann muß man sich den „starken Mann" (V. d. St.), Zenobia samt Anhang (Gr. M.), Phemi (Graf P.), Ursel (U. B.), Wanda (Stine), Marie (Quitt), die Trippelli (Effi), v. Klessenthin (Poggp.) und v. Rybinski (M. M.) vergegenwärtigen. Sämtlichen Existenzen haftet etwas Unbürgerliches an, den meisten etwas Heruntergekommenes, ja manchmal etwas ausgesprochen Verwahrlostes.

Zum Teil sind sie aus guter Familie. Marietta Trippeli ist die Tochter des Pastors Trippel in Kessin, in dieser Hinsicht

[1] „Im allgemeinen gehört zu einem Grafen eine Gräfin. Aber wenn es keine Gräfin sein kann, so kommt nach der Gräfin gleich die Schauspielerin. Denn worauf kommt es in der sogenannten Oberschicht an? Doch immer nur darauf, daß man eine Schleppe tragen und einen Handschuh mit einigen Chik aus- und anziehen kann. Und sieh, das grade lernen wir aus dem Grunde", sagt Franziska (I, 4, 95).

[2] Am meisten noch den, daß sie, über Liebesabenteuer hinweg, ihre Verehrer nach der Unterhaltlichkeit bewertet, ein Motiv, das im folgenden noch zweimal erscheint. Angedeutet in Unwied. (Lord Randolph — Ebba), ausführlich dargestellt in Graf P.

eine zweite Franziska, die ebenfalls aus dem Pfarrhaus einer kleinen deutschen Seestadt stammt. Auch sie kommt hoch hinaus, allerdings nicht auf legale Weise; Fürst Kotschukoff ist nur ihr Gönner. Und hiermit tritt in krassester Weise der Unterschied zwischen Früh- und Spätwerk in Erscheinung. Einen Aufstieg, wie ihn Franziska erlebt, gibt es fernerhin nicht mehr bei Fontane. Und doch ist ihr Schicksal schon realer gesehen und dementsprechend mit Freude und Leid gleichmäßiger bedacht, verglichen mit dem märchenhaften Los, das Marie beschieden war. So gerechtfertigt bei jener das Glück rein menschlich erscheint, so unwahrscheinlich wirkt es vom gesellschaftlichen Standpunkt aus. Nur das Erstlingswerk des Dichters konnte eine solche Gestalt zur Darstellung bringen, deren Reiz nicht zum mindesten in ihrer Einmaligkeit liegt.

Was Franziskas Leben von dem Maries — trotz äußerlich scheinbarer Ähnlichkeit — doch grundlegend unterscheidet, das ist die logische Folge seines Ablaufes. Schon die Charaktere der beiden Mädchen sind — wie im vorigen Kapitel dargelegt wurde — gänzlich verschieden. Von Franziskas natürlicher Aktivität und ihrer geistvollen Art ist ein Sichdurchsetzen viel eher zu erwarten, als von Maries stillem und passivem Wesen. Auch ist ihr Gegenspieler, der Graf Petöfy, von ganz anderem Schlage als Berndt v. Vitzewitz. Bei der Theaterpassion des ersteren ist es nicht weiter verwunderlich, daß er vor dem Schritt, eine Schauspielerin in die Familie aufzunehmen, wenig Bedenken hat, wogegen Berndts widerstandslose Zustimmung bei seinem trotzig-selbstbewußten Charakter wenig glaubhaft wird. Und schließlich ist Franziska aus ganz anderem Hause als Marie. Ihr Vater war Pastor, und die Verbindung adliger junger Mädchen mit einem Geistlichen ist an sich nichts Ungewöhnliches — warum sollte nicht einmal der umgekehrte Fall vorkommen! Marie dagegen, die Tochter des „starken Mannes", die selbst in ihrer Jugend das Flitterkleidchen trug, wäre wahrscheinlich sogar im Hause Petöfy eine Unmöglichkeit gewesen.

Wird in den späteren Werken manchmal von einer anscheinend ähnlichen Verbindung berichtet, dann sind das in Wirklichkeit doch Fälle ganz anderer Art. Zum Beispiel die Vermählung der Balletteuse Duperré mit einem Schwilow (Stine), der Schauspielerin Nielsen mit einem dänischen Adligen (Unwied.) und der Agramer Tänzerin mit dem Woldensteiner Landrat v. Dunajewski (M. M.). Es sind Vorkommnisse, über die die sogenannte gute Gesellschaft die Achseln zuckt, die sie mit verächtlichem Lächeln gelten läßt, um sich ihres eigenen „ober-

priesterhaft rein" (I, 5, 68) gehaltenen Stammbaumes um so selbstgefälliger berühmen zu können. Hier sind auch die Schauspielerinnen nicht von Maries und Franziskas Art, sondern vom Schlage einer Phemi, Ursel, Wanda, Marietta, nur eben erfolgreicher als diese. Und als Vorstufe zu jenen lassen sich ohne weiteres die beiden Portierstöchter in den Poggp. und M. M. ansehen, die schon mit vierzehn Jahren sich fürs Theater vorbereiten.

Das Stichwort „Theaterwelt" fällt auch bei der Einführung Geraldines (Quitt). Ob es ganz zutrifft, bleibt dahin gestellt. Wenn, dann wäre sie ebenfalls diesen Kreisen zuzuzählen, rangierte in ihrer Erscheinung und der bürgerlichen Karriere, die sie trotz ihrer etwas zweifelhaften Vergangenheit doch noch gemacht hätte, an erster Stelle. Sie ist das getreue Abbild von Phemi, auch beider Kinder ähneln sich, nur daß Geraldine den Wert soliden Lebens schon besser erkannt hat als ihre Mitschwester, die noch übermütig ausrufen kann: „Von unsrer Tugend und Sitte zu hören, ist ihnen (den Vornehmen) nur langweilig!" (I, 4, 61).

Am schärfsten tritt die Deklassierung an den beiden Adligen v. Klessenthin und v. Rybinski in Erscheinung. Noch Dussek konnte sich beim Prinzen beschweren über die Zurücksetzung seines Standes und die Kränkung, die in der Verweigerung des Ordens für Iffland läge — Worte, über die die anwesenden Adligen in lautes Gelächter ausbrechen. Ein unmöglicher Gedanke, daß in Preußen jemals ein Schauspieler sich in ihre Reihen drängen könnte — siebzig Jahre später ist es schon umgekehrt. Und das schlimmste ist, daß beide (Klessenthin und Rybinski) nicht einmal zu den großen Talenten gehören, die es zwangsläufig zur Bühne zieht, sondern daß sie dort gelandet sind, weil sie in ihren bürgerlichen Berufen — als Jurist und Offizier — scheiterten.

Mathilde Möhring und Therese v. Poggenpuhl sehen derartige Freundschaften des Verlobten bzw. des Bruders selbstverständlich nur mit größter Reserve an. Wie man in Wahrheit sich zu solchem mißglückten Leben stellen sollte, zeigt Adalbert v. Poggenpuhl durch seine Worte: „Man kann seinem König an jeder Stelle dienen, nur auf die Treue des Dienstes kommt es an" (I, 8, 290). Wahrhaft gütige und vornehme Menschen können unbefangen mit jedem verkehren. Dieselbe Gesinnung, aus der heraus der Onkel sich so teilnahmsvoll nach Manfred v. Klessenthins Geschick und Ergehen erkundigt, läßt letzten Endes Berndt v. Vitzewitz seine Zustimmung geben zu der Vermählung Lewins mit Marie. Ebenso bietet die Domina Grete

Minde, die ja auch, aus gutem Hause stammend, sich zu den Fahrenden verirrte, eine Freistatt an bei sich, faßt die Gräfin Judith (Graf P.) zu der leichtsinnigen Phemi eine herzliche Zuneigung, und unterstützt Alonzo Gieshübler (Effi) weitgehendst die Trippelli.

Diese alle müssen — abgesehen von Marie — ihr Leben entweder weit schwerer büßen, oder sie werden im ganzen leichter genommen. Grete Minde geht elend und schuldbeladen zugrunde, desgleichen Ursel (U. B.), die sich innerlich in Gewissensqualen verzehrt — beide sind zu Verbrecherinnen geworden. Von den übrigen hat unzweifelhaft Phemi den meisten Charme. Mit ihrem Töchterchen Lysinka, als dessen Vater sie sogar einen Erzherzog bezeichnet, lebt sie glücklich und unbeschwert und genießt ihr Leben. Mit sicherer Meisterschaft hat der Dichter gerade diese Gestalt in die heitere, lebenslustige Wiener Umgebung gestellt, wo man unbekümmert über derlei Dinge hinwegsieht, die Franziska, ihrer norddeutsch-ernsten Kollegin, ein Unbehagen verursachen und sie schon im Gedanken an etwaige diesbezügliche Fragen erröten lassen. Ein Klasseunterschied ist es von der liebenswürdigen Offenheit Phemis zu der burschikosen Deutlichkeit der Trippelli. Auf noch niedrigerer Stufe stehen Bella, v. Rybinskis Verlobte, und — ausführlich dargestellt — Wanda (Stine). Nur flüchtig lernt man die Gesellschaft kennen, mit der Grete und Valtin umherzogen, trotzdem in wenigen Strichen erschöpfend charakterisiert, um die tiefe Verzweiflung Gretes und den Entschluß, noch einmal an die Gnade des Bruders zu appellieren, zu verstehen. Was bei ihr selbst Unglück ist, das ist bei ihren Kollegen durch Schuld und Leichtsinn Gewohnheit geworden. Wahrscheinlich hat man sich die Truppe, mit der Ursel umherzog, ähnlich vorzustellen, denn auch sie wird von ihrem Vater, als sie um Aufnahme flehend zurückkehrt, genau wie Grete von ihrem Bruder fortgejagt[3].

Die Dienerschaft

Die dritten, die sich — weit entfernt der Oberschicht der Gesellschaft zuzugehören — doch in einem ganz besonders nahen Ver-

[3] In der Art von Maries Kinderzeit (V. d. St.) vielleicht hat man sich die Jugend der Kellnerin auf der Koppenbaude, die bezeichnenderweise ebenfalls Marie heißt, vorzustellen (Quitt). Auch sie „ist als Kind durch fünf Papierreifen gesprungen" (I, 6, 26), war also gleichfalls eine Art Zirkusprinzessin.

hältnis zu ihr befinden, das sind die Dienstboten. Mit einer gewissen hoheitsvollen Miene sehen sie auf die anderen ihrer Herkunft und ihres Schlages herab, in komischer Übertreibung wollen sie oft vornehmer als die Herrschaft sein, jedenfalls gibt es unter ihnen keinen, männlich noch weiblich, der nicht ein starkes Gefühl seiner Würde und dessen, was er ihr schuldig ist, empfände.

Männliche Bediente

Wenn Dubslav v. Stechlin einmal scherzhaft von seinem langjährigen, treuen Diener Engelke sagt, er sei „die Feudalitätsspitze" (I, 10, 350), denn er regiere ihn selber, so ist damit die Stellung eines solchen Faktotums im Hause treffend gekennzeichnet. Über diese erste gemeinsame Grundstellung hinaus gibt es noch zahlreiche Verbindungslinien. Die von jenem Selbstbewußtsein nicht zu trennende, vielmehr es bedingende Haupteigenschaft, ist die Treue. Die Anhänglichkeit all dieser Diener ist grenzenlos — die der weiblichen allerdings nicht immer, denn jene sind im ganzen genommen selbständiger, gehen nicht so restlos auf in ihrer Herrschaft.

Was wäre der alte Stechlin zum Beispiel ohne seinen Engelke, zu dem in genauer Parallele der Jeserich des alten Barby steht! Was in V. d. St. begonnen ist, das wird hier in Vollendung gezeigt: das Treueverhältnis des Dieners zu seinem Herrn über gute und schlechte Zeiten hinweg. Jeetze (V. d. St.) ist noch kein Engelke, aber auch er zeigt schon die entscheidenden Tugenden, die jenen dem Leser so unvergeßlich machen: ständige Fürsorge und stille Aufmerksamkeit. Bescheiden, zurückhaltend und doch stets zur Stelle, wenn man sie braucht, vererben all diese treuen Seelen ihre Anhänglichkeit von dem „alten" auf den „jungen" Herrn. So ist es auch mit dem alten Jannasch, der noch die guten Tage der Carayons in Petersburg mitgemacht hat (Schach), und mit Krist, der in Wuthenow nach dem Tode der alten Generalin treulich das Haus hütet. So ist es mit Wilke in Hohen-Cremmen (Effi) und mit Friedrich, der seit langem bei Innstetten in Diensten steht, mit „Mirambo", Gieshüblers Faktotum und eigentlich Kohlenprovisor (Effi), ferner mit dem alten Koloman Czagy auf Schloß Arpa (Graf P.), der mit dem Grafen zusammen jung war und mehr Einfluß auf ihn ausübt als irgend jemand. Den Schmerz des Hauses Holk fühlt Dooren — der sonst nur wenig hervortritt — fast schon voraus (Unwied.), und wie weit die Anhänglichkeit eines solchen Dieners gehen

kann, wird auf komische Weise in Stine gezeigt, wo Johann, der wie stets gelauscht hatte, nach der Auseinandersetzung zwischen seinem Herrn (Graf Haldern) und Waldemar von letzterem ebenfalls nichts mehr wissen will; denn er hatte lange genug in des Grafen Diensten gestanden, „um über Mésalliancen noch strenger zu denken als sein Herr" (I, 5, 83).

Neben diesen stehen in gleicher Treue die Kutscher, die genau wie die vorigen mit Vorliebe Friedrich, Johann, auf dem Lande auch Krist genannt sind. Aus ihrer großen Zahl hebt sich das Faktotum des Hauses Van der Straaten heraus, das den „unkutscherlichen Namen" (I, 3, 39) Emil (Ehm) führt und nach Art solcher Leute an dem Tun und Lassen seiner Herrschaft gern Kritik übt. Ferner Imme und Frau mit ihrem Freund Robinson (Stechlin) und Kruse (Effi), der zwar nicht selbst, aber dessen Frau um so bemerkenswerter ist, als sie ewig vor sich hinstarrend und nur um das schwarze Huhn sich bekümmernd, in ihrer Schwermut und Unheimlichkeit so recht die Verkörperung des tristen Lebens ist, das Effi in Kessin führt.

Die schönste Episode mit einem Kutscher aber findet sich in Irr. Obwohl nicht in Bothos Diensten stehend, hat der Droschkenlenker den Herrn Baron von mehrfachen Fahrten her doch schon genau im Gedächtnis, und als Rienäcker das merkt, beginnt er — wie auch andere gern in Fontaneschen Romanen (Lewin, V. d. St. — Gabler, L'Ad. — Elisabeth Petersen, Unwied.) mit ihm ein Gespräch. Die herzlichen Worte Bothos, bei deren Erwiderung sich die ganze Mühsal einer geplagten Kutscherexistenz enthüllt, und am Schluß die versteckte Anspielung auf ein recht großes Trinkgeld — das gehört mit zu den prachtvollen Szenen, durch die in kurzen Worten, in ein paar Strichen, ein ganzes Menschendasein vor dem Leser ersteht, eine an und für sich nebensächliche Episodenfigur vorübergehend das Gesamtinteresse auf sich konzentriert und plötzlich nur um ihrer selbst willen da zu sein scheint.

In einzelnen Fällen ist von Offiziersburschen die Rede, Baarsch bei Schach, Orth bei Rienäcker (Irr.) und Knut bei Crampas (Effi), alle drei von keinerlei Bedeutung; im Wesen bäuerlich, ziemlich dumm, im Äußern sommersprossig, der erstere vielleicht nur eines Namenswitzes wegen erwähnt, daß „man auch diesen Barsch an seinen Flossen erkennen könne" (I, 3, 311). Als Knecht taucht dieser Typus auf dem Lande auf. Joost (Ell.) und Jakob (U. B.) sind beide recht beschränkt und kommen in der Rangordnung weit hinter den anderen Hausgehilfen.

Außer jenen findet sich eine recht beträchtliche Anzahl halbwüchsiger Jungen, mit Vorliebe Fritz getauft, die sich — trotz teilweise körperlicher Behindertheit — stets nützlich zu machen wissen. Voran Hanne Bogun (V. d. St.), der einarmige Hütejunge, der bei der Fahndung auf Muschwitz und Rosentreter nicht wenig zum Gelingen beiträgt; und ferner aus dem gleichen Roman der kleine Aushilfsjunge im Hulenschen Nachbarhause, der, obwohl halb lahm, sogar in den Krieg mit wollte, denn „der König kann alles brauchen" (I, 2, 110). Einarmig ist auch der Reitjunge Fritz, dem Leopold Treibel auf seinen morgendlichen Spazierritten während des Frühstücks sein Pferd anvertraut, und das gleiche Gebrechen hat — wie der Name Shortarm schon besagt — der indianische Jagdgehilfe Tobys (Quitt). Woldemars Reitjunge heißt ebenfalls Fritz (Stechlin), ist aber ohne körperliches Leiden, dafür ist der Fritz bei der Firma Sala Tarone wieder dick und kurzhalsig (Schach). Unbenannt zwar ist der kleine Eseltreiber im Harz (Céc.), aber flink und geweckt wie all diese Jungen und, wie Cécile feststellen muß, von bedeutend mehr Kenntnissen als sie selbst. Der einzige, der aus der Art schlägt, ist Ede (U. B.), der für Hradschecks Krug dasselbe bedeutet wie Fritz für Sala Tarone (auch Hanne Bogun stand in eines Krügers Diensten). Er ist so sprichwörtlich dumm und ungewandt, daß seine Aussagen vor Gericht, die seinen Brotherrn doch beinah an den Galgen bringen müßten, überhaupt kaum beachtet werden.

Maßlos verzogen und eine Art Spielzeug sind die zwei kleinen grooms: Ned (Schach) und Andras (Graf P.). Beide sind ihrer Sonderstellung gemäß auch tatsächlich etwas Besonderes in Fontanes Sinne: sie sind fremdländisch. Ned ist aus England mitgebracht worden, Andras ist Ungar. Dieser letztere hat auf den Grafen einen solchen Einfluß, daß nur der alte Czagy dagegen aufkann, im erstgenannten kultiviert Schach seine eigene Eitelkeit. Die auffällige Ausstaffierung dieses kleinen boys muß Victoire belachen, sie nennt die Buntheit seiner Schärpe „die Schachschen Landesfarben" (I, 3, 198).

Im weiteren Sinne zur Dienerschaft gehören noch die Gärtner und Inspektoren, von welch ersteren uns vier Vertreter begegnen: Kagelmann (L'Ad.), Toldy (Graf P.), Dörr (Irr.) und Ohlsen (Unwied.). Gleich im ersten Fall werden wir auf die zwei Haupteigenschaften dieses Standes aufmerksam gemacht: Auf die Muffligkeit und den Geiz. „Unser alter Freund ist nicht immer guter Laune" (I, 3, 89), sagt Melanie von Kagelmann und fragt deshalb vorsichtshalber an, ob sie sich auch auf die Garten-

bank setzen dürfe. Genau so rücksichtsvoll geht noch im letzten der vier Werke Holk mit seinem unfreundlichen Gärtner um. Er entschuldigt sich fast, ihm einen Auftrag zu geben: „Tut mir leid, Ohlsen, sie bei der Arbeit stören zu müssen" (I, 7, 61).

Wie der Kutscher so steht auch der Gärtner in Irr. selbständig da, ist nicht mehr bei einem Herrn im Dienst, ohne daß ihn dies charakterlich von den anderen irgendwie unterschiede. Im Gegenteil — die Standeseigentümlichkeiten haben sich hier besonders gut entwickeln können und werden beidemal besonders eingehend und liebevoll geschildert. Der Geiz — nach Fontane die zweitstärkste Eigenschaft aller Gärtner — scheint bei Dörr noch über die Unfreundlichkeit zu gehen. Sobald er den Mund auftut, läßt er seiner Frau eine diesbezügliche Mahnung zukommen. Sogar mit dem Bast soll sie sparen, und eine Hauptfreude bereitet ihm der Gedanke, andere zu übervorteilen; nicht ganz so drastisch, aber in ähnlicher Richtung, läßt Kagelmann sich an. Er lebt ganz für seine Treibhausgewächse, nämlich insofern er mit ihrem Verleih ein glänzendes Geschäft macht, und sein größter Stolz ist, daß er sie manchmal tagelang gar nicht zu sehen kriegt, weil sie so viel unterwegs sind.

Die Natur, um die sich alle — wenn auch aus Eigennutz — so eifrig kümmern, hat für sie persönlich keineswegs viel getan. Dörr wieder ist am ausführlichsten geschildert und zeigt sich hier wie schon im vorigen als eine Weiterbildung Kagelmanns. Beide sind klein und häßlich. Ihr kahler Kopf ist stets von einer Mütze bedeckt. Dörr hat etwas „Borsdorfriges" (I, 5, 124), an seinem Kollegen wirkt alles — Nase, Ohren, Hände — viel zu groß. Über Ohlsen wird in dieser Hinsicht nichts gesagt.

Die Ausnahme bildet Toldy, der nicht so sehr von seinem Stand her erfaßt ist, sondern mehr als Nationaltypus. Er ist freundlich, geschwätzig, musikalisch, alles was Fontane glaubte, einem Ungar zuschreiben zu müssen.

Von den Inspektoren sind drei mit Namen genannt: Kaulbars (Quitt), Pink (Effi) und Rentmeister Fix (Stechlin), der ebenfalls hierher zu zählen ist. Alle sind sie in ein und derselben Gegend zu Hause, in der Grafschaft Ruppin, die auch der nach Amerika Ausgewanderte (Kaulbars) nicht vergessen kann. In Effi hört man nur ganz kurz von dem Inspektor. Briest bedauert es, ihn entlassen zu müssen, er sei so tüchtig gewesen. Und dieselbe Eigenschaft läßt sich auch den beiden anderen im höchsten Maße nachrühmen. Ihr Schwäche liegt in ihrem übertriebenen Selbstbewußtsein. Kaulbars, der am deutlichsten geschilderte, ist restlos überzeugt, daß es so etwas wie ihn, wie

sein Land, sein Dorf, seinen Pfarrer usw. auf der ganzen Welt nicht mehr gibt; und dieselbe Borniertheit hören wir — wenn auch nur durch Adelheid v. Stechlin vermittelt — aus den Aussprüchen von Fix heraus. „Unser Rentmeister Fix hat recht, wenn er sagt" (I, 10, 106), so beginnt jeder zweite Satz der Domina. Und dann folgen Weisheiten, die sich mit denen von Kaulbars auf das genaueste decken, und ebenfalls darauf hinauslaufen, daß einzig und allein im Havelland die wahre Lebensart zu Hause sei.

Weibliche Bediente

Die weibliche Dienerschaft gliedert sich in Köchinnen, Zofen und jene treuen Wesen, die die verschiedensten Stellungen einnehmend, von der gleichgestellten Freundin bis zur einfachen Magd für ihre Herrschaft etwas Ähnliches bedeuten wie die alten Diener.

Von den ersteren ist nicht viel zu sagen. Die meisten werden nur kurz erwähnt als Christel (V. d. St., Effi und Stechlin), Male (U. B.), Doris (Ell.). Greifbarer wird nur die alte Maruschka (Quitt), weil sie nämlich etwas Besonderes darstellt: sie ist eine Polin, die nach bewegten Schicksalen schließlich in Amerika den Rest ihres Lebens verbringt.

Eine Stufe höher zeigen sich die Hausmädchen, vor allem die Zofen, die teilweise schon in einem gewissen Vertrauensverhältnis zu ihrer Herrin stehen. Man findet hier durchweg schöne, auf diesen Vorzug nicht wenig eitle und kokette Mädchen. „Maline" bedeute auf deutsch Himbeere, und sie selbst sei auch eine, sagt Turgany (V. d. St.) zu Maline Kubalke, Renates Zofe, und seither ist es mit ihrem Hochmut kaum mehr auszuhalten. Ihre kleine Schwester Eve, die in Guse bei Amelie dient, soll es noch ärger treiben. Auf Vrenis Erscheinung (L'Ad.) werden sogar Duquede und Van der Straaten aufmerksam. Afra (Effi) ist hübsch und kokett, desgleichen Josefine (Graf P.) und Lizzi (Stechlin), aber mit „sittig verschämtem Ausdruck" (I, 10, 332). Sie ist ein echtes Stadtjüngferchen und will Armgard auf keinen Fall nach Stechlin folgen, da sie die städtische Bildung nicht entbehren mag, aber Hedwig, die Portiernichte, die ihrer krausen braunen Haare wegen schon bei mancher Herrschaft in Ungelegenheiten kam, ist dafür um so eher dazu bereit. Von all den Beaten, Emmys, Suzannen, Minetten ist nichts weiter zu sagen, sie werden sich in den Bahnen

der eben aufgezählten halten. Bemerkenswert sind nur noch drei, die jede eine Persönlichkeit für sich darstellen: Christine (Quitt), Karin (Unwied.) und Johanna (Effi).

Das Muster der Zofe ist Karin. Gewandt und geschickt — denn sonst wäre sie nicht in Ebbas Diensten — ist sie bereits aus Schweden her deren Vertraute, falls eine Ebba überhaupt auf solche Wert legt. Berechnend baut sie auf jedes Ereignis der Herrin auch ihrerseits ihre Pläne, wagt es sogar in ihren Mienen eine Mißbilligung anzudeuten. Christine, obwohl aus dem kleinen Riesengebirgsort stammend, wirkt fast städtisch. Ihre Klugheit und ihr Scharfsinn sind groß, sie ist von derselben berechnenden Art wie die anderen beiden. Wie die meisten ihres Standes pflegt sie zu lauschen und zu beobachten und ganz besonders hier, wo sie im Dienst von Lehnerts Todfeind steht. Mit der Auslieferung des amtlichen Schriftstückes an ihren Freund, sinkt sie fast ins Kriminelle herab. So weit würde es Johanna nie kommen lassen. Sie weiß, „was sich paßt und schickt und was Ehre ist" (I, 9, 310), und trägt innerlich wie äußerlich den Stempel dieses Bewußtseins. Ihre Selbstgerechtigkeit ist so stark, daß sogar Innstetten, dem Korrektesten der Korrekten, vor ihrer Vortrefflichkeit graut.

Die wirklichen Vertrauten, die wie ein Familienmitglied gelten, haben dadurch noch eine andere Stellung inne als die alten, im Dienst für ihren Herrn grau gewordenen Diener. Die Bescheidenheit und anspruchlose Selbstverständlichkeit, die jene auszeichnet, fehlt den Frauen nur zu oft, wie Fontane überhaupt den meisten weiblichen Charakteren ein entschiedeneres Wesen verliehen hat.

In krassester Weise zeigt sich das bei der Witwe Griepe, die Faulstichs Haushalt führt (V. d. St.), und an Niemeyers Frau, die ehemals seine Wirtschafterin war (Effi). Beide beherrschen die Männer, die auch sonst gänzlich energielos sind, vollständig. Deren Bildung und Haltung, vielleicht sogar die Milde und Nachsicht, verletzen die Frauen immer wieder, die wohl das, was für sie daran unerreichbar ist, sehen und nun erst recht ihre Robustheit und Herrschsucht hervorkehren. Während sich die niedrige Gehässigkeit der Griepe gegen ihren Brotherrn selbst richtet — was auch bei Gigas' alter Magd der Fall ist (Gr. M.) — zielt die der Frau Pastor Niemeyer zur größten Verlegenheit ihres Mannes auf alle anderen, die bevorzugter sind als sie und ihre Familie. Wie es auch anders sein kann, zeigen Seidentopf (V. d. St.) und Lorenzen (Stechlin) mit ihrer Stellung zu der jeweiligen Hausangestellten, die im Frühwerk noch unbenannt, in dem letzten

Roman als Frau Kulicke eingeführt ist. Auch diese beiden haben einen ganz bestimmten Stolz, der sich bei der ersteren noch komisch primitiv darin äußert, daß sie — wenn Gäste geladen sind — stets mit aufgefordert zu werden wünscht, jedoch in vollständiger Einsicht ihres Standes sich daran genügen läßt und dankend ablehnt. Bei Frau Kulicke bedarf es dieser kleinen Komödie nicht mehr. Wie Lorenzen selbst sich von Seidentopf unterscheidet, so hat auch der ganze Stil seines Pfarrhauses sich unter Zurücksetzung aller Äußerlichkeiten immer mehr vervollkommnet. Die Haushälterin nebst ihrer Nichte Elfriede finden im treuen Dienen allein ihre Genugtuung.

Etwas von einem Hausdrachen hat noch Grissel (Ell.) an sich; vor ihr weicht sogar Baltzer Bocholt, den sonst alle fürchten, zurück. Sie kann ebenfalls nicht mit ansehen, daß jemand anders ihr vorgezogen wird, und ihre aufopfernde Fürsorge für Hilde schlägt ins Gegenteil um, als sie bemerkt, daß Baltzer etwas Besonderes mit dem Mädchen vor hat. Sie ist es vor allem, die den Argwohn gegen Martin in Bocholt wachruft und seinen Haß schürt. Erst nachdem Hilde die Frau ihres Herrn geworden ist, dient sie auch dieser wieder in Treue bis an den Tod. Diese primitivste Form der Anhänglichkeit, die nichts als den Herrn kennt und — ob recht oder unrecht — jeden anderen als Feind, zum mindesten als Störenfried, ansieht, ist nur in diesem einen Frühwerk gestaltet. Die meisten anderen schließen die ganze Familie in ihr Gefühl mit ein und erblicken vorzüglich ihre Lebensaufgabe darin, für alle aufs beste zu sorgen.

Die resolutesten sind Tante Schorlemmer (V. d. St.) und die Schmolke (Fr. J. Tr.). Beider Launen gegenüber sind die Hausherren von größter Nachsichtigkeit „bis zur Lächerlichkeit" (I, 2, 131), heißt es sogar von Berndt. Für ihre Lieblinge, die Kinder des Hauses, deren Obhut ihnen anvertraut ist, haben sie die weitschauendsten Pläne. Die Schorlemmer sieht im Geiste lauter Hochzeitszüge vor sich, wie sie überhaupt etwas gläubig Visionäres an sich hat und — unbekümmert um die Wirklichkeit — Welt und Menschen allein aus ihrem herrnhutischen Herzen heraus beurteilt. Genau so instinktbegabt und von der eigenen Unfehlbarkeit durchdrungen ist die Schmolke, doch fehlt ihr das religiöse Fundament. Sie steht mit beiden Beinen in der Welt, dafür ist sie Berlinerin. Was sie einmal erfaßt hat, das läßt sie nicht locker. Nachdem Corinna sich mit Leopold verlobt hat, da träumt sie von Vetter Marcell, und darauf schwört sie. Schließlich ist sie ja auch die Einzige, die es mit dem Eigensinn der Professorstochter aufnehmen kann.

Ihr treues Abbild, aber wegen des Vorhandenseins der Hausfrau und dreier Töchter nicht zu so weitreichender Geltung gelangt, ist Friederike (Poggp.). Bei dem mehr als mäßigen Einkommen der Familie besteht ihre Tugend mehr im Mitdurchhalten als im Handeln. Zu diesen dreien gehört wesensmäßig noch Regine (Gr. M.), Gretes letzter Schutz und Rückhalt gegen Trud, in diesem Frühwerk jedoch noch von keiner solchen Bedeutung wie die übrigen. Sie ist am ehesten den alten Dienern vergleichbar, denn sie wagt keinen Widerspruch oder dergleichen, und von einem Herrschen im Hause ist keine Rede. In treuer Anhänglichkeit an Gretes Mutter, zu deren Zeiten sie schon in die Mindesche Familie kam, dient sie dort weiter, ohne viel nach Gut und Böse zu fragen, in diesem Punkte Grissel ähnlich, von der sie sonst weniger Züge an sich trägt.

Mehr einer Einzelpersönlichkeit, und zwar der Hausfrau, in Liebe und Dankbarkeit verbunden sind Christel (L' Ad.), Hannah (Graf P.), die Dobschütz (Unwied.) und Roswitha (Effi). Bei allen ist dies mit einer gewissen Front gegen den Hausherrn verbunden. Christel ist — obwohl altes Erbstück im Hause Van der Straaten — doch ganz zu Melanie übergegangen, was im MS. noch stärker herausgehoben ist. Von Sorge getrieben, macht sie mitten in der Nacht noch den Versuch, ihre Herrin von der Flucht abzubringen. Doch faßt sie — als dies fehlschlägt — doch nicht den Mut, Melanie zu folgen, wie es später in Effi Roswitha tut. In Christel ist noch ein Schwanken, dem Charakter Roswithas muß sich selbst Innstetten in Anerkennung beugen. „Die ist uns über" (I, 9, 363), sagt er zu Wüllersdorf.

Hannah Stedingk und Julie v. Dobschütz sind mehr gleichgestellte Freundinnen als Dienerinnen, obwohl sie auch als solche sich unentbehrlich zu machen wissen. Beide stehen schon seit der Kinderzeit zu Franziska und Christine in engstem Vertrauensverhältnis, und, obschon weit entfernt, dies auszunützen, bilden sie doch eine Art Gewissen für diese. Während es Franziska gelingt, sich davon freizumachen und ihr Leben schließlich geradezu im Gegensatz zu ihrer Vertrauten einzurichten, wird der Dobschütz durch Christines Aussprachebedürfnis die Rolle der „Dritten" zum Unglück für Holk beinah aufgezwungen. Beide, Hannah wie Julie, sind die Verkörperung von Franziskas und Christines Jugendzeit, und beide sind auf dieser Stufe stehen geblieben ohne Entwicklung und ohne eigenes Schicksal.

Überhaupt ist es bemerkenswert, wie Fontane, der mit Vorliebe die Lebensgeschichte auch der flüchtigeren Nebenfiguren berichtet (am meisten in V. d. St.), bei all denen, die in Diensten

stehen, so wenig Gebrauch davon macht. So liebevoll und umfassend sie sonst geschildert sein mögen — es ist beinah, als dürften sie kein eigenes Geschick haben, als wären sie lediglich für andere da. Und wenn wirklich etwas aus ihrer Vergangenheit mitgeteilt wird, dann ist es endgültig vorbei und hat keinerlei Geltung mehr für die Gegenwart. John Schorlemmer ist tot, und die Grönlanderzählung klingt fast wie ein Märchen (V. d St.), auch Schmolke (Fr. J. Tr.) ist längst gestorben, und kinderlos und ohne Anhang stehen die beiden Frauen da. Roswitha hat sich ebenfalls von allen gelöst, mit denen sie verwandtschaftlich verbunden war und wohin sie eigentlich gehört hätte. Erst durch diese völlige Vereinsamung erklärt sich das restlose Aufgehen in anderen.

Die schon früher festzustellende Neigung Fontanes, das Hauptgewicht immer mehr auf Personen der untersten Volksschichten zu verlagern und diese auch charakterlich immer stärker zu vervollkommnen, findet eine neue Bestätigung in der vorliegenden Reihe der Frauengestalten. Ausgenommen wieder das erste Buch, V. d. St., das wie schon so oft einen Überfluß aufweist und dreierlei Typen bringt, die aus guten Kreisen stammende Schorlemmer, die gänzlich ungebildete Witwe Griepe und als vermittelnden Übergang die noch wenig angedeutete Haushälterin Seidentopfs, findet man in den Anfangswerken (Gr. M., L' Ad., Ell.) meist Frauen von niedrigster Herkunft und auch geistig auf primitiver Stufe stehend als Dienerin. In den Romanen der mittleren Zeit (Graf P. und Unwied.) haben wir an die Gestalt der Schorlemmer anknüpfend in Hannah Stedingk und der Dobschütz Frauen aus weitaus gebildeteren Schichten vor uns, die beide wie ihre Vorgängerin aus V. d. St. tief religiös empfinden und danach ihre Handlungen bestimmen. In den letzten Werken dagegen sind es wieder einfachere Menschen (Roswitha, Friederike, die Schmolke bildet den Übergang), die nun aber charakterlich auf gleicher Höhe stehen wie die vorigen, vielleicht sogar noch höher, denn sie handeln im Geist des Christentums, ohne sich in ihrer Einfalt dessen bewußt zu werden. Nicht durch Maximen oder Glaubenssätze werden ihre Taten bestimmt, sie brauchen nur ihrer Natur zu folgen, um die gleiche Vollkommenheit zu erreichen wie jene.

In der Dobschütz findet nicht nur die Schorlemmer und Hannah ihre Vollendung, sie bildet auch den Höhepunkt einer anderen Reihe, die seit V. d. St. in lockerer Folge sich darstellt: der Gesellschafterinnen, die zugleich eine Art Hauslehrerinstelle versehen. Zu dieser vollen Präzisierung ist es anfangs noch nicht gekommen. Mlle Laacke (V. d. St.) nennt sich schlecht und recht

Musiklehrerin, ohne in einem bestimmten Hause ihren Wirkungskreis zu haben. Diesen findet erst ihr getreues Abbild, Anastasia (L' Ad.), die während des Sommers Melanie in ihrem Landhaus Gesellschaft leistet und gleichzeitig den Kindern Klavierstunden gibt. Sie beide sind das Urbild der alten Jungfer, besonders Anastasia, die mit aller Gewalt noch nach einem Mann Ausschau hält. Sie setzt ihre ganze Hoffnung auf Elimar Schulze, den Maler, und als diese zuschanden ist, übernimmt sie verzichtend die Rolle der Vertrauten eines Liebespaares, in diesem Falle Melanie und Rubehns. Wie es die Laacke in diesem Punkte hält, ist nicht geschildert, da sie zu sehr Episodenfigur ist. Vielleicht in ähnlicher Weise wie ihre Mitschwester, denn der einzige Unterschied zwischen den beiden ist, daß Anastasia eine Bildungsklasse höher steht als jene. Sonst sind sie von Charakter wie von Aussehen einander völlig gleich. Hochaufgeschossen und gänzlich ohne Anmut, und wenn es von der letzteren heißt, daß „Armut, Demut und Hochmut die drei Grazien" seien, „die an ihrer Wiege gestanden hätten" (I, 1, 407/8), dann kann man dasselbe auch für Anastasia behaupten.

Das Altjüngferliche hat auch die Dobschütz an sich, jedoch unter Abzug alles weniger Günstigen, was von den beiden Vorigen gesagt wurde. Ihr liegt ebenfalls neben der Unterhaltung Christines der Unterricht Astas, hauptsächlich in der Musik, ob. In ihr vereinigen sich die Vorzüge des Hauslehrerintypus mit denen der wahren Freundin, was man von Anastasia noch nicht sagen konnte. Während deren hochmütige Selbstgerechtigkeit die Hilfeleistungen für Melanie sofort wieder wertlos machte, ist Julie von reinster Selbstlosigkeit. Die in ihr vereinigten Eigenschaften sind in Fr. J. Tr. auf drei verschiedene Personen verteilt: die treue Anhänglichkeit ist der Schmolke zugute gekommen, als Gesellschafterin fungiert die Honig bei Jenny, und die Gouvernantenstelle hat Fräulein Wulsten im Hause Otto Treibel inne. Charakterlich am schlechtesten kommt die zweitgenannte dabei fort, die ihrem Namen zum Trotz stets eine saure Miene macht, neidisch ist auf Corinnas frische Art und — darin Anastasia ähnelnd — heimlich Treibel verehrt. Verhältnismäßig schwach nur ausgeführt ist die dritte, doch macht sie insofern einen besseren Eindruck, als sie mit Lizzis übertrieben strenger Erziehung nicht ganz einverstanden zu sein scheint.

Dieselben Typen, aber in die Atmosphäre des Hofes übertragen, sind in V. d. St. die Oberhofmeisterin Gräfin Reale nebst Fräulein v. Bischofswerder, Dame d' Atour der Königin Witwe und in Unwied. die Gräfin Schimmelmann. Wenn an der ersten

alles grau und „einem bösen Kakadu“ (I, 1, 433) gleichend beschrieben wird (ein zweites Fräulein Honig), so heißt es von der zweiten, daß alles lang an ihr sei, „das wenige blonde Haar“, „der Hals und die dänischen Handschuhe“ (I, 1, 434). Und um den Vergleich noch augenfälliger zu machen, sagt Lewin bei ihrem Anblick sogar lächelnd „Mamsell Laacke“ (I, 1, 434) vor sich hin. Die Gräfin Schimmelmann verkörpert ebenfalls in besonderem Maße das Griesgrämige. Sie lächelt so gut wie nie und spricht selten, doch hat sie einen ausgezeichneten Charakter und ist ihrer Aufrichtigkeit wegen allgemein geachtet, aber um so weniger beliebt.

Vermieter und „Kleine Leute“

Zur Umgebung anderer Personen gehörig und — mit einer einzigen Ausnahme — wieder ohne selbständiges Schicksal, das ist die Reihe der Haus- und Zimmervermieter nebst den Portiers. Die Ausnahme bildet Mathilde Möhring, also das letzte Werk, und nicht nur daran wird die Bevorzugung jener Masse unwichtig erscheinender Leute durch den alten Fontane augenfällig, es weist noch ein anderer Umstand daraufhin, nämlich die Häufung solcher Gestalten in den letzten drei Romanen (Poggp., Stechlin, M. M.). Während wir es in früheren Werken (V. d. St., Irr., Céc.) mit einem und im Höchstfall (Stine) mit zweien ihrer Art zu tun haben, und auch davon manche nur flüchtig erwähnt sind (Céc., einmal in Stine, Effi), finden wir den Vermieter in die Handlung selbst eingreifend zum erstenmal in Unwied. Hauswirt und Portier treten uns in den Poggp. wie im Stechlin entgegen, dieser samt Familie sogar sehr ausführlich geschildert, und in M. M. kommt überdies noch die Zimmervermieterin hinzu.

Zwar ist dies letztere kein Beruf oder Stand im üblichen Sinne, und doch hat diese Tätigkeit — besonders in Berlin — einen Menschentyp herausgebildet, den Habsucht und Neugier gleicherweise kennzeichnen. Eine gewisse Gutmütigkeit ist meist als Mittel zum Zweck vorhanden, und in dieser Hinsicht ähneln sich — die Hansens in Kopenhagen ausgenommen — alle wie ein Ei dem anderen.

Am sympathischsten unter ihnen ist zweifellos Frau Dörr (Irr.). Sie ist ihren Mietern, den Nimptschs, eine wirkliche Freundin und ihrem Mann, der alles bloß aus Gewinnsucht tut,

gönnt sie es geradezu, daß Lene mit ihrer Mutter auszieht. Als herzensgut erweist sich auch Frau Hulen, besonders in dem Brief, den sie Lewin nach Hohen-Vietz schreibt, und frei von Berechnung, genau wie ihr Mann es ihr auf dem Sterbebett geraten hatte, hält sich die Witwe Schickedanz (Stechlin), die nur auf wirkliche Vornehmheit achtet und es damit bei den Barbys auch richtig getroffen hat. Fast dasselbe läßt sich von Rentier Nottebohm (Poggp.) sagen, der gleichfalls — in gewisser Weise geblendet von dem Adel seiner Mieter — in einem Anfall von Jovialität aus freien Stücken verspricht, die Wohnungsgelder niemals zu steigern, „denn er wäre ja auch mit dabei (d. h. im Krieg) gewesen" (I, 8, 238).

Während die beiden letztgenannten schon den Ehrgeiz nach „was Besserm" haben, im Falle Nottebohm zugleich gemischt mit dem Herabblicken des echten Bourgeois auf die armen adligen Schlucker, finden wir diese Sucht hochzukommen fast verzehrend in M. M. dargestellt. Mit einer eiskalten Berechnung, die ihresgleichen sucht, weiß Mathilde ihren Mieter zu umgarnen, und dieser, obwohl er es merkt, versucht erst gar keine Abwehr, weil er fühlt, daß er selbst dabei nicht zum schlechtesten fährt. Hier sind die Beziehungen zwischen Mieter und Wirtin in den Mittelpunkt der Handlung gerückt und in die engste Kleinbürgerwelt Berlins verlegt — dieselben Beziehungen, die flüchtig in Céc. angedeutet sind, wo St. Arnaud aus Langeweile oder Trotz, wie gesagt wird, sich mit der schönen Tochter seiner Hauswirtin verheiratete; dieselben Beziehungen auch, die, obschon noch Nebenhandlung bleibend, in Unwied. ihre vollendete Gestaltung gefunden haben, wo die Atmosphäre der Hafenstadt und des exotisch Abenteuerlichen im Hause Hansen ihren Reiz auf Holk ausübt. Angedeutet war etwas derartiges schon in V. d. St., wo zwar nicht die alte Hulen selbst, wohl aber ihre Bekannte, Mlle Ulrike, Lewin in ihre Heiratspläne einbezog. In M. M. wird dies nun zum erstenmal tatsächlich mit Erfolg durchgeführt.

Die Schilderung von Mathildes raffinierter Berechnung würde fast abstoßend wirken, wenn nicht der Schluß die versöhnende Erkenntnis für sie brächte, daß nicht sie die bessere war in ihrer Ehe, sondern ihr Mann, der trotz großer Schwächen doch das „Höhere" besaß, was ihr abging, und daß sie, die bisher so Selbstsichere, sich gelobt, dem Vorbild Hugos nachzustreben. Eine Art Jenny Treibel, die zur Einsicht der wahren Werte im Leben gekommen ist, was in jenem früheren Werk ja noch nicht der Fall gewesen war, das könnte man beinah von

Thilde sagen, und darin liegt überhaupt der Fortschritt gegenüber den früheren Romanen, die nirgends eine derartige Entwicklung kennen. Die alte Mutter Möhring dagegen führt, unverändert und unbeeindruckt von allem, was geschehen ist, kleinlich und weinerlich wie immer, ihr Leben, das ganz auf Ausrechnung, wo alles herkommen soll, eingestellt ist, bis zu Ende weiter.

Dieses nüchterne Rechnenkönnen in Reinkultur, gepaart mit einer Kaltherzigkeit, die fast zur Grausamkeit wird, verkörpern die Polzins, vor allem die Frau (Stine). Ferner auch die ungenannt bleibende Vermieterin in Kessine (Effi), die sich freute, als ihr langjähriger Sommergast schon zu Beginn der Saison starb, um nun „die für den ganzen Sommer vermietete Wohnung noch einmal vermieten zu können" (I, 9, 132). Fontanes liebevolle Schilderung rettet auch solche Individuen. Ohne Gehässigkeit erschaut, rufen sie beim Leser keine Verachtung, nur ein Lächeln hervor. Viel Selbstlosigkeit läßt sich überhaupt keinem der Vermieter nachrühmen, und selbst in Frau Hulens teilnahmsvollen Brief mischen sich etwas störende Berechnungen, ob ihr Mieter wohl bald wieder käme und auch ja keine andere Wohnung bezöge als „bei seiner alten Hulen" (I, 2, 110).

Äußerst charakteristisch und für den Leser höchst amüsant ist die Neugierde all dieser Personen. Geschriebenes kontrollieren, horchen und durchs Schlüsselloch sehen, das ist für sie Selbstverständlichkeit, und wenn sie auf diese Weise nicht genug zu erfahren glauben, dann probieren sie es mit mehr oder weniger plumpen Anfragen. Die personifizierte Neugier sind Schlichtings (Stine), die aus Wut darüber, daß Olga ihnen nicht den Brief an Wanda einhändigen will, letztere sogar verleugnen. Auch Hauswirt Schultzes (M. M.) verschmähen es nicht, ein Guckloch in die gefrorene Fensterscheibe zu hauchen, um nach Mathilde recht gut Ausschau halten zu können.

Sie alle kennen nur ihren engsten Kreis, und das ganze Interesse konzentriert sich naturgemäß auf den, der dort als Fremder hineingerät. Sie selbst sind gänzlich uninteressant — die einzige Ausnahme bildet die Familie Hansen, wo das Verhältnis sich fast umkehrt, und Holk am liebsten den Lauscher spielen würde, um hinter die Geheimnisse seiner sonderbaren Hausleute zu kommen. Die Hansens stellen sozusagen den Adel unter den Vermietern dar, und außer dem Abenteuerlichen haben sie sogar noch etwas, was alle anderen ihres Zeichens — ausgenommen die Zachas (Céc.) — durchaus vermissen lassen: Schönheit und einen gewissen Stil.

Geht man Frau Hulen, die Dörrs, Polzins, Möhrings und all die anderen nach dieser Richtung hin durch, dann läßt sich feststellen, daß die Berliner in betreff äußerer Aufmachung recht schlecht abschneiden[1]. Ihr eigenes Aussehen sowie das ihrer Zimmer ist von ewig gleicher Spießbürgerlichkeit. Fontane, der die Wohnungseinrichtungen seiner Menschen stets mit besonderer Liebe schildert, weil sich in ihnen zweifellos ein Stück von dem Geist der Bewohner spiegelt, läßt mit einem wundervollen Humor die teils „schmustrige", teils spiegelblanke Ärmlichkeit dieser Mietsstuben vor dem Leser erstehen.

Zu den Hausbesitzern und Zimmervermietern gehört als dritter im Bunde der Portier. Das Portiersidyll im Stechlin ist ein Meisterstück für sich. Nur in ganz losem Zusammenhang noch mit der oberen Region der Vornehmen stehend, hat sich hier — genau wie in dem Kapitel aus V. d. St. Frau Hulen und ihre Gäste — ein Zwischenspiel eingeschlichen, das in seiner Art die genaue Fortsetzung bildet zu der in Irr. begonnenen, in Stine weitergeführten Zweiteilung der Personen in hoch und nieder. Nur ist hier die Koppelung zwischen beiden Teilen nicht mehr so eng wie in den früheren Werken, vielmehr stehen sie etwas unvermittelt nebeneinander, aber das betrifft den Aufbau des Ganzen und besagt nichts für den Wert des Einzelteiles.

Eine enge Verwandtschaft besteht zwischen den Portiersleuten in den Poggp. und in M. M. Neben den vielen anderen Ähnlichkeiten gerade dieser beiden Novellen kann man dabei schon fast von einer Übertragung sprechen. Mieckhoff (M. M.) und Nebelung (Poggp.), neugierig und frech, nach außen hin aber devot, beide mit ihren theatertollen Töchtern Ida und Agnes, letztere etwas schärfer umrissen, sind kaum auseinander zu halten.

Mit ihnen allen ist längst schon ein Gebiet berührt, eine Welt geschildert, die sonst ziemlich außerhalb von Fontanes Perspektive lag: die Sphäre der „kleinen Leute". Dem Thema entsprechend, ein umfassendes Bild des Winters 1812/13 zu geben, findet man sie in V. d. St. in verhältnismäßig großer Anzahl und doch in recht kläglicher Nebenrolle, wenn man ihre Schilderung mit der des Adels vergleicht. Eine mehr oder weniger ungegliederte Masse, so treten sie uns — vornehmlich in den Kapiteln „Bei Frau Hulen" und „Auf dem Windmühlenberg" —

[1] Trotzdem empfinde ich immer wieder den niedrigen Stand unserer Provinz und ihrer Bevölkerung. Alles ist arm, häßlich, trist, und mit der Wohlhabenheit fängt nicht der feine Sinn sondern die Protzigkeit an. Es ist ein zuverlässiger, verständiger, intelligenter Menschenschlag, aber ohne jede Spur von dem, was gefällig wirkt (Brief vom 7. 7. 1887 an Emilie).

entgegen, und kein besseres Charakteristikum weiß ihnen der Dichter noch zu geben, als daß er die Namen seiner eben geschaffenen adligen Gestalten auf sie überträgt[2]. Die meisten sind Handelsleute und kleine Gewerbetreibende, wie Posamentier Niedlich, Mehl- und Vorkosthändler Schnökel, die beiden Ziebolds mit ihrer Pfandleihe, Schornsteinfeger Rabe, Bürstenmacher Stappenbeck und Deckenflechter Grüneberg. Mit letzterem ist der Teppich-„Fabrikant" Polzin (Stine) vorweggenommen, der ebenfalls aus alten Resten Vorleger flocht und sich deshalb für etwas ganz Besonderes hielt. Tatsächlich etwas Vornehmeres stellen der Herr Nuntius Schimmelpenning und Feldwebel Klemm vor, die im Wetteifer miteinander ständig in Streit geraten. Von verschiedenen hört man bloß erzählen, ohne sie selbst kennen zu lernen. So von den alten Sängebuschs, dem Bäcker Lehweß, Johanna Susemihl u. a.

Die einzige, die mit voller Deutlichkeit hervortritt, ist die Hulen selbst, und sie wieder ist als Typus weitergebildet, steht am Anfang einer längeren Reihe ähnlicher Figuren. Die übrigen — außer Grüneberg — leben in keiner anderen Persönlichkeit fort, sie scheinen auch als Ganzes vollständig verschwunden, und erst in M. M., wo jenes Milieu ausschließlich vorherrscht, finden wir sie im Gefolge der Hauptpersonen wieder, jetzt als deren Umgang. Zum Beispiel Frau Leutnant Petermann, die Schmädicke und Hugos alter Vetter, „ein sonderbares altes Genie, das zwischen Maurerpolier und Architekt stand" (II, 9, 118).

Zwischen diesen Anfangs- und Endpunkten, V. d. St. und M. M., liegt, wie schon manchmal, der Wendepunkt bei Irr. Als „die Kornatzki" aus der Friedrichstraße, ferner in der Gestalt der Isabeau, Margot und Johanna tauchen, so wenig es zunächst scheint, ähnliche Gesichter wieder auf. Daß auch diese Mädchen einmal in jenen Kleinbürgerkreisen landen werden, beweist der Zukunftsplan von Isabeau, die überhaupt von den dreien am meisten greifbar wird. Sie behauptet, für „Ordnung und Anständigkeit" (I, 5, 214) zu sein, will später einmal heiraten und weiß auch schon wen: einen Witwer, mit dem zusammen sie eine Destillation führen wird.

In Stine ist diese Kleine-Leute-Welt nicht bloß im ganzen viel ausführlicher behandelt, auch die Einzelpersonen sind bei weitem sorgfältiger durchcharakterisiert. Hier, wie in Irr., finden wir keinen, der nicht früher oder später etwas abgewandelt wieder

[2] „Wenn Rabe der Drosselstein dieses Kreises war, so war Stappenbeck der Bamme." (I, 1, 376.)

aufträte. Ganz abgesehen von Lene und Stine, die als Hauptpersonen innerhalb einer bestimmten Reihe stehen, gehören die Dörrs, Polzins und Schlichtings in die Gruppe der Zimmervermieter. Dörr noch zu den Gärtnern, unter denen er sogar eine besondere Stellung einnimmt, wie auch der Kutscher unter seinen Standesgenossen. Wanda reiht sich unter die Schauspieler ein, und in der Person der Pittelkow ist zum erstenmal eine Frau aus jenen Kreisen, wenn auch nicht offiziell, so doch tatsächlich, zur Hauptperson geworden und steht unter denselben Bedingungen wie jene [3]. Weitere Schilderungen solcher Leute finden sich in Fr. J. Tr. (die Schmolke und ihr Mann), Effi (Roswithas Leben) und im Stechlin (Portier Imme), also in fast sämtlichen Spätwerken.

Das Dorf

Wie schon manchmal, so nimmt auch hierbei die Novelle Irr. eine Übergangsstellung ein. Mit der Person des Wirtes in Hankels Ablage führt sie den Leser halb schon auf ländliches Gebiet, und leitet somit über zu den Dorfschilderungen, wie sie in V. d. St., U. B., Quitt und dem Stechlin vorliegen. Letzteres erweist sich dabei als das genaue Gegenteil von V. d. St. Während in dem Frühwerk die Bauern eine wenig unterschiedene Einheit bilden, wogegen den ländlichen Gutsbesitzern eine ausführliche Schilderung eingeräumt ist, so stellen im Stechlin gerade die Adligen eine ziemlich gleichförmige Gruppe dar, und statt der eintönigen Aufzählung von Bauern finden wir einen einzigen Dorfbewohner herausgestellt, aber nun bis zum letzten durchcharakterisiert: Krippenstapel, den Dorfschullehrer. In U. B., das in genau derselben Gegend spielt wie V. d. St. [1], zeigt sich der Übergang von der einen zur anderen Darstellungsform. Hradscheck, der

[3] Im übrigen ist sie das genaue Gegenstück zu Frau Dörr, doch lernen wir diese erst in ihrer Ehe kennen, als ihr Verhältnis zu einem alten Grafen längst zurückliegt und nur manchmal aus ihren Erinnerungen emportaucht. Die Pittelkow wird uns gezeigt, wie sie sich nach dem Tode ihres Mannes mit eines alten Grafen Unterstützung durchs Leben schlägt. Im Wesen sind beide arbeitsam und tatkräftig, äußerst gutmütig, anhänglich und hilfsbereit, Frau Dörr allerdings einige Grade dümmer und ungebildeter als die Witwe.

[1] Beidemal ist das Oderbruch nahe bei Küstrin als Hintergrund der Geschehnisse gewählt, das Fontane persönlich von den in Letschin verbrachten Jahren her kannte. Aus Letschin ist in U. B. Tschechin geworden. Neu-Lewin erinnert an Lewin v. Vitzewitz, der es als Siedlung begründet haben könnte.

Krugwirt, ist hervorgehoben aus der Masse der Bauern, er ist — weit mehr als Krippenstapel später — die Hauptperson, und alles übrige dient ihm nur als Hintergrund, ist nur wichtig in Beziehung auf ihn. Trotzdem ist er weniger isoliert als jener, denn er hat die Grundzüge mit den anderen Dörflern gemeinsam, ist nur in einer bestimmten Hinsicht hervorgehoben, wogegen der Schulmeister und Bienenvater aus dem Stechlin ganz ohne Nebenmann dasteht, ungestützt, aber auch uneingeengt, sich neben dem Adel zu behaupten weiß.

Dagegen sind Kümmritz, Kallies, Krull und Reetzke (V. d. St.), Mietzel und Kunicke (U. B.) — wie vorhin die Kleinbürger — wenig oder gar nicht voneinander zu unterscheiden. Trotz gelegentlicher Hervorhebung dieses oder jenes Zuges überwiegt das Gemeinsame: das echte Märkische, womit Bauernschläue neben Tölpelhaftigkeit, Trockenheit, zähe Ausdauer, Überheblichkeit und eine gewisse gutmütige Spottsucht gemeint ist[2]. Manche sind insofern etwas aus der Menge herausgestellt, als ihr besonderer Beruf genannt ist; so Müller Miekley (V. d. St.), Müller Orth, Ölmüller Quaas und Schneidemüller Igel, alle drei aus U. B. Ferner die Küster und Dorfschullehrer, die Vorgänger Krippenstapels: Kubalke (V. d. St.), bloß erwähnt, Graumann (U. B.) und Jahnke (Effi), sowie die Totengräber Wonnekamp (U. B.) und Stedingk (Graf P.). Oder es ist ihnen eines bestimmten Ereignisses wegen ein Spitzname verliehen: Sahnepott (V. d. St.), Schneidigel (U. B.) und dem Bürgermeister im Stechlin: Rolf Krake. Dieser, mit bürgerlichem Namen Kluckhuhn geheißen, ist überhaupt etwas Besonderes: In der ganzen Gegend hochangesehen, „eine humoristisch angeflogene Persönlichkeit" (I, 10, 220), besonders geschätzt von Dubslav, während in U. B. sich Schulze Woytasch ohne weiteres unter die übrigen Bauern einreiht. In V. d. St. spielt das Dorfoberhaupt wieder eine besondere Rolle. Schulze Kniehase, bezeichnenderweise nicht aus der Mark, sondern Pfälzer, nimmt, einmal darum und zweitens als Pflegevater Maries, eine Ausnahmestellung ein. Nach Wesen und Charakter ist er den Gebildeten wie Seidentopf, Turgany, Schorlemmer usw. zuzurechnen, was auch schon daraus erhellt, daß er stets hochdeutsch spricht.

---

[2] Das Pflichtgefühl der Märker, ihr Lerntrieb, ihr Ordnungssinn, ihre Sparsamkeit — das ist ihr Bestes. Im übrigen sind sie neidisch, schabernackisch und engherzig und haben in hervorragender Weise den ridikülen Zug, alles, was sie besitzen oder leisten als etwas ganz Ungeheures anzusehen (*Fontane:* Die Märker und das Berlinertum) (II, 9, 296).

Ganz anders steht es mit den Krügern. Scharwenka, Kemnitz und Bindemeier (V. d. St.) sind einfache Bauerntypen, Hradscheck im Grunde auch; nur daß er das Unglück hatte, durch seine unsorgliche Wirtschaftsführung und die übermäßigen Ansprüche seiner Frau in eine Lage zu kommen, aus der er, seiner ganzen Natur nach, nur durch ein Wunder oder ein Verbrechen wieder heraus konnte. Und doch unterscheiden sich diese Schankwirte von den übrigen Dorfbewohnern, denn an die Stelle der Tölpelhaftigkeit und wortkargen Verschlossenheit treten bei ihnen Eigenschaften, die nicht eigentlich märkisch sind. Sie sind gerissen, dazu geschwätzig, und von einer ungewöhnlichen Gewandtheit im Auftreten. Hier kommt das slawische Element in besonderem Maße zum Vorschein. Scharwenka wie Hradscheck sind böhmische Kolonisten, was schon der Name besagt, für beide bedeutet der Krug weniger eine Quelle des Gelderwerbs, als eine Art Unterhaltung, eine Möglichkeit, ihre Neugier und Klatschsucht zu befriedigen. Nur daß der Wirt aus V. d. St. sich das leisten kann, da er ungewöhnlich wohlhabend ist, wie auch ein dritter Krüger, der Koppenwirt Exner, der als der reichste Mann des Dorfes gilt (Quitt). Die liederliche Wirtschaft Hradschecks ist vorweggenommen in der Schilderung des „Roten Kruges" in Bohlsdorf (V. d. St.), nur daß dessen Inhaber trotz alledem etwas von Erwerb versteht; das nachlässige Wesen und den mangelnden kaufmännischen Sinn hat er mit dem dritten Schankwirt aus V. d. St., Kemnitz, gemein, dessen Weib sich — genau wie Ursel — darüber beklagen muß. Beide Frauen sehen insofern einander ähnlich, als sie sich für etwas Besonderes halten und entsprechende Ansprüche stellen, nur daß in V. d. St. noch kein Konflikt daraus entstanden ist. Wesen und Situation des Wirtes in U. B. läßt sich also aus drei verschiedenen Wurzeln (sämtlichst V. d. St.) stammend nachweisen.

Neben diesen allen ist der Gendarm eine Persönlichkeit, die in keiner Dorfbeschreibung fehlen darf, zumal in Fontanes Romanen, sobald sie auf dem Lande spielen, jedesmal sich ein mehr oder minder großes Verbrechen ereignet. Einzig der Stechlin, in Vermeidung solcher Vorkommnisse, bildet davon die Ausnahme. In V. d. St. scheint Unruhe und Gewalttätigkeit in der Luft zu liegen. Auch auf Hohen-Vietz wird man durch einen nächtlichen Einbruch damit bekannt. Muschwitz und Rosentreter, in Verbindung mit Hoppenmarieken, sind die Täter, und eine ähnliche Rolle wie der Zwergin mag Mutter Jeschke (U. B.), Frau Menz (Quitt) und der Buschen (Stechlin) liegen, welch letztere noch von Dubslav v. Stechlin selbst vor dem Förster gewarnt wird. In ihnen allen

wieder lebt besonders stark das Slawische auf. Lewin hält Hoppenmarieken für „ein geheimnisvolles Überbleibsel der alten wendischen Welt" (I, 1, 73), und von Frau Menz wird mehrfach betont, daß ihr die unterwürfige Verlogenheit noch von den Tagen der polnischen Leibeigenschaft her im Blute stecke [3].

Die Hüter der Ordnung sind einfache, gutmütige, nicht immer sehr sympathische, aber meist außerordentlich scharfsichtige Leute. In V. d. St. und U. B. sind sie zweifach vertreten als Nachtwächter Pachaly, Gerichtsdiener Rysselmann und Nachtwächter Mewissen, Gendarm Geelhaar, vereinfacht in Quitt als Gerichtsmann Klose, neben dem Grenzaufseher Kraatz und die Gendarmen Brey und Neigenfink bloß erwähnt werden; im Stechlin dagegen wieder als Paar erscheinend: als Wachtmeister Pyterke und Fußgendarm Uncke. Im ersten Werk treten die beiden Polizisten noch wenig hervor. In ihr Amt, die Aufspürung der Strolche, teilen sich außer ihnen mehrere andere, und die Findigkeit liegt vorläufig noch bei denen. Immerhin sind auch dies einfache Dorfleute, die im Gegensatz zu dem Gutsherrn den schärferen Instinkt besitzen, sich besser auf ihre Bauern verstehen. Aller Autorität Berndts zum Trotz hält Kniehase an seiner Behauptung fest, daß es einheimisches Gesindel war, das den Überfall verübte, keine fremden Marodeure; und Hanne Boguns Hinweise, über die Lewin anfangs scherzt, erweisen sich am Ende doch als richtig. In U. B. hat Geelhaar trotz seiner eigenen Anfechtbarkeit doch die richtige Witterung bezüglich des Verbrechens. „Den kenn ich. Der muß ans Messer" (I, 6, 363), droht er, sobald das Gespräch auf Hradscheck kommt. Wenn dabei auch ein gut Teil persönliche Feindschaft mitspielt, so ist das Grundbewußtsein davon doch ganz richtig. Frei von Zu- oder Abneigung allein seinem Beruf dienend, ist Klose (Quitt) sich sofort im klaren, wo der Mörder von Opitz zu suchen ist. Als alle schwanken und niemand ist, der Lehnert die Tat zutrauen will, überlegt er — äußerlich gefaßt — im stillen schon, wie er ihn fassen könnte. Uncke und Pyterke haben keine Gelegenheit mehr, ihren Scharfsinn unter Beweis zu stellen. Ihre Wachsamkeit kann sich einzig und allein bei den Wahlvorbereitungen bewähren, und dazu bedarf es im Kreise Neu-Globsow keiner besonderen kriminellen Begabung.

[3] Auch in Gr. M. sind es Böhmen, vor denen Grete und Valtin, von unbestimmtem Mißtrauen getrieben, heimlich bei Nacht fliehen, und Hradscheck, der Mörder, ist ebenfalls böhmisch-tschechischer Herkunft, wogegen es in Ungarn (Graf P.) die Zigeuner sind, die den dörflichen Frieden stören. Einzig in Ell. erfährt man über den Wilderer Maus-Bugisch nichts weiter in dieser Hinsicht.

Diesen zur Seite stehen in V. d. St. und U. B. die Justizräte Turgany und Vowinckel, deren Charakter in weitestem Maße übereinstimmt. Beide, mit den Pastoren des betreffenden Dorfes befreundet, stellen der Weltfremdheit jener ihre Gewandtheit, kluge Schlagfertigkeit und geübte Menschenkenntnis gegenüber. Wohlwollen und rasches Handeln zeichnen sie gleicherweise aus. Turgany hat noch einen genießerischen Zug, der sich besonders an jenem Weihnachtsabend bei Seidentopf äußert. So weit im Privatleben wird Vowinckel nicht bekannt, um auch da einen Vergleich ziehen zu können. Bloß erwähnt sind Justizrat Gadebusch (Effi) und Noack (M. M.). Die Art und Weise ihrer Tätigkeit wird sich mit der vorigen etwa decken[4].

Schließlich wird die Obrigkeit noch durch die Förster vertreten. In den Mittelpunkt der Handlung gestellt, geben Baltzer Bocholt (Ell.) und Opitz (Quitt) das Bild eines unbarmherzigen und von höchstem Selbstgefühl durchdrungenen Pflichtmenschen. Beider Leben endet gewaltsam, ohne jedoch Bedauern hervorzurufen, denn beide haben ihr Schicksal nur allzu sehr verdient.

Freundlicher — wenngleich nie von harmlos heiterer Art, sondern aufgesteift und gezwungen — zeigen sich die anderen Försterfamilien (Ring, Effi — Katzler, Stechlin). Beidemal ähneln sich die Männer überaus, auch von Aussehen. Es sind große und schöne Gestalten, rotblond; und beide sind beseelt von dem ausgesprochenen Wunsch, etwas zu gelten und darzustellen. Aus diesem Grunde ärgert sich der eine (Ring) beständig über seine schüchterne und unscheinbare Frau, ist der andere wohl zu seiner „Gemahlin", der Prinzessin Ippe-Büchsenstein gekommen. Beider Kinder sind Mädchen. Ring hat zwei, Katzler — nach sechsjähriger Ehe — sieben, von denen vier allerdings schon wieder unter der Erde liegen. Vorweggenommen ist eine ähnliche Situation in Céc., wo die junge Försterfrau Cécile ihr Leben schildert, daß sie bei allem Glück oft bitterlich habe weinen müssen, da sie neben aller sonstigen Arbeit, Mühe und Krankheit schon nach dreijähriger Ehe drei Kinder zu warten gehabt hätte.

[4] Ins Großstädtische übertragen erscheinen sie zweimal als höhere Kriminalbeamte, Polizeirat Reiff (L'Ad.) und Assessor Goldammer (Fr. J. Tr.). Bei der Arbeit bekommt sie der Leser nicht zu sehen, hört nur einmal (L'Ad). etwas von einem geheimen Auftrage und Van der Straatens Spotten darüber. Dafür sind ihre gesellschaftlichen Gaben um so mehr in den Mittelpunkt gestellt. Das Genießerische und die glänzende Unterhaltungsgabe, die schon Turgany zu eigen war, ist noch gesteigert. Beide sind am meisten ihrer Anekdoten wegen beliebt, über die sie infolge der intimen Kenntnis aller interessanten Fälle in reichstem Maße verfügen.

Mit diesen Letzterwähnten sind die persönlichen Vergleiche so gut wie abgeschlossen.

Die Kinder

Ein besonderes Kapitel bilden die Kinder.

Neben Babys, deren Vorhandensein noch ohne Eigenwert, lediglich für das Geschick der Eltern von Bedeutung ist (Grete Mindes Kind, dem zuliebe sie noch einmal die Unterwerfung unter die Verwandten auf sich nehmen will — Victoires Kind, dessen Krankheit sie dem Katholizismus in die Arme treibt — Hildes kränkelndes Kind als Zeichen ihrer unglücklichen Ehe — Melanies Aniettchen, das die Aufmerksamkeit Van der Straatens erregt und so die Versöhnung herbeiführt — Roswithas uneheliches Kind, deswegen sie aus dem Hause gestoßen wird — und das Pittelkowsche Baby, dessen Wartung Olga obliegt), findet man auch größere Kinder, die nur in diesem Sinne, nämlich der Kennzeichnung der Eltern zuliebe, eingeführt sind.

So berichtet in V. d. St. Renates Tagebuch von Lewins und Maries Kindern, „die drei ältesten" (I, 2, 319) seien bei Seidentopfs Begräbnis zugegen gewesen. Aus dieser kurzen Notiz geht hervor, daß der Fluch, der seit Jahrhunderten auf dem Hause Vitzewitz gelegen hatte, durch den Einzug der „Prinzessin" tatsächlich gelöst, und daß — ohne Ausblick auf Streit und Totschlag — dem alten Geschlecht wieder eine größere Zahl von Nachkommen geschenkt ist.

In negativem Sinne wird im Stechlin von Ermyntruds sieben Mädchen gesprochen, von denen vier bereits im Grabe liegen. Durch diese Art „Pflichterfüllung" soll die Verschrobenheit der Prinzessin, die durch ihre Heirat aus ihrem eigentlichen Kreis gerissen wurde, gekennzeichnet werden.

Mit etwas mehr Eigenart ausgestattet und gleichwohl nur da, um die Eltern zu charakterisieren, ist die Mehrzahl der übrigen Kinder. So z. B. Lizzi, Jennys Enkelin, blond und milchweiß, mit deren Beschreibung die musterhaften Hamburger Lebensformen ihrer Mutter verspottet werden. Dem entgegengesetzten Zweck dienend, nämlich um die Unsolidität der Eltern darzutun, zeigen sich die anderen, Lysinka, Sarah, Selma und Frida, endlich Agnes. Auch sie sind leuchtend blond, aber nicht puppenhaft und unkindlich wie Lizzi, sondern heiter und ausgelassen. An erster Stelle steht Phemis Töchterchen (Graf P.). Von ihrer

kleinen Person ist vor allem insofern die Rede, als dadurch ihre unbekümmerte Mutter, Durchschnittstypus einer Schauspielerin, der feinfühligen Franziska gegenüber gestellt ist. Größte Ähnlichkeit mit Lysinka hat die kleine Sarah (Irr.), in deren Natur „ein geheimnisvoll naschiger Zug liegt, etwas wie Erbsünde" (I, 5, 268), mit welchen Worten Frau Salinger, die Mama, zugleich mitgetroffen ist. Durch außerehelich geborene Kinder wird, wie Phemis, so auch Geraldines (Quitt) Art und Stellung in der Welt geschildert, und ebenso ist Buschens Enkelin Agnes (Stechlin) eingeführt, um in die wenig geordneten Verhältnisse des alten Kräuterweibes Einblick zu verschaffen. Was dieser letzten aber die besondere Wichtigkeit verleiht, ist, daß der alte Gegensatz Dubslav — Adelheid noch einmal in der Stellungnahme zu ihr entbrennt.

Das Kind ist damit aus der bisherigen Nebenrolle in direkte Beziehung zu den Hauptpersonen versetzt, ein Fall, der bei Fontane nicht allzu häufig vorkommt und wenn, dann nicht immer eine so glückliche Lösung wie in diesem Spätwerk gefunden hat. Ohne bestimmte Parteinahme — wie es ihrem Wesen und ihrer Stellung am besten entspricht — kommt Agnes auch rein menschlich gesehen am besten weg, was besonders deutlich wird bei einem Vergleich mit Melanies Kindern, Asta (Unwied.) und Annie (Effi), die sich sämtlich für oder wider die Eltern entscheiden. Von dem frühen Werk an (L'Ad.), wo in unkindlichster Weise ein wenig glaubhafter, weil durch keinen der Erwachsenen genährter Haß Melanie direkt ins Gesicht geschrien wird, zu der eiskalten Förmlichkeit, mit der Holks Kinder dem getrennt lebenden Vater zum Geburtstag gratulieren, bis zu dem Auftritt Effis mit Annie, die nicht Liebe genug besitzt, sich von den herzlosen Vorschriften des Vaters freizumachen, ist auch hier eine Entwicklung festzustellen, nicht hinsichtlich der Stimmung überhaupt, wohl aber der Art, wie sie sich äußert. Grell und leidenschaftlich in L'Ad., gibt sie sich in den Spätwerken korrekt und verhalten, was die Wirkung im ganzen aber noch steigert. Gemildert wird sie auch dadurch nicht, daß Liddi (L'Ad.) und Annie (Effi) von Anbeginn her ein Unheil schon zu ahnen scheinen. Der Mutter äußerlich ähnlich, aber im Wesen nicht heiter und liebenswürdig wie diese, sondern verschlossen und mit ernsten, beinah traurigen Augen, werden sie geschildert, als wüßten sie um die Zukunft. Eine Ahnung von dem Kommenden scheint auch Truds kleiner Junge zu besitzen (Gr. M.). Scheu weicht er Grete aus, selbst da wo sie noch als Bittende erscheint und nicht als Rächerin.

Verschiedentlich werden Szenen aus der Kindheit der Hauptpersonen berichtet, um ihr späteres Schicksal begründeter erscheinen zu lassen. Der natürlichen Entwicklung folgend beginnt die Schilderung Gretes und Valtins (Gr. M.) sowie Hildes und Martins (Ell.) mit den Kinderjahren. Als Rückschau, in einem Sonderkapitel eingefügt, lernen wir Maries Leben und in der kurzen Skizze „Sidonie von Ladalinski" zugleich die ersten Lebensjahre Tubals und Kathinkas kennen (V. d. St.). Die Technik, die Fontane in seinen späteren Romanen ausschließlich angewandt hat, nicht selbst den ganzen Werdegang herzuzählen, sondern ihn indirekt berichten zu lassen, ist zum erstenmal in Graf P. angewandt, wo Franziska persönlich von ihrer Kinderzeit in der kleinen Ostseestadt erzählt. Auch Armgard (Stechlin) trägt ihr kindliches Erlebnis selbst vor, aber selten zeigt sich der Unterschied zwischen frühem und spätem Werk so stark wie hier.

Während in Graf P. die Erzählung Franziskas eine Biographie im kleinen darstellt, hat Armgards Abenteuer nicht den geringsten Wert in dieser Hinsicht. Die Sache als solche ist völlig belanglos geworden, geadelt wird sie allein durch die Erzählerin. „Die Dinge an sich sind gleichgültig. Alles Erlebte wird erst was durch den, der es erlebt" (I, 10, 288), sagt Woldemar v. Stechlin. Es ist dasselbe Wort, das überhaupt als Motto über den Alterswerken des Dichters stehen könnte: nicht das Was, aber das Wie!

Biographisches Material — aber mit bestimmtem Zweck, nämlich eine Entdeckung herbeizuführen — ist aus der Kindheit Céciles gegeben durch einen Brief, den Gordon von seiner Schwester erhält. Noch anders ist solche Rückschau in Fr. J. Tr. gestaltet, wo Wilibald seinen Neffen Marcell über Art und Herkunft seiner Freundin Jenny mit ein paar spöttischen Worten unterrichtet.

Dienten diese Jugendschilderungen sämtlich einem bestimmten Zweck, so ist frei von alledem und nur vom Augenblick her erfaßt Olga (Stine) dargestellt. In dieser kurzen Novelle, deren eigentliche Handlung so geringen Raum einnimmt, ist wie zur Entschädigung dafür, eine Fülle lebendigster Einzelporträts eingestreut, darunter auch das der Pittelkowschen Tochter. Von ihr wissen wir nicht, wie ihr Leben einmal verlaufen wird, und ebensowenig steht sie zu irgend einer der anderen Personen in zweckhafter Beziehung. Aus Vergnügen an ihrer eigenwilligen kleinen Persönlichkeit hat Fontane sie geschildert und ihr damit eine ganz hervorragende Ausnahmestellung eingeraumt unter all seinen sonstigen Kindergestalten.

Äußere Beziehungen

Wurde in den vorigen Kapiteln die Einzelperson ihrem Charakter oder Stand nach mit Gleichartigen in Verbindung oder in Gegensatz zu Andersgearteten gebracht, so soll zum Schluß gezeigt werden, wie weit die äußeren Beziehungen, in die jeder gestellt ist — wie Nationalität, Konfession und Familie —, typenbildende Kraft besitzen.

Nationalität

Jedem unverlierbar mitgegeben sind die Kennzeichen seiner Nationalität, die daher bei Fontane ein ziemlich häufig angewandtes Charakterisierungsmittel ist[1].

Die Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Volke bildet aber nicht nur ein rein äußerliches Kennzeichen, das sich in Aussehen, Auftreten und Sprache äußert (verschiedentlich wird englisch oder französisch gesprochen, dänische und ungarische Brocken gebraucht, ober- und niederdeutscher Dialekt angewandt), sondern mit zum erstenmal sind auch die charakterlichen Verschiedenheiten der einzelnen Nationen zum Ausdruck gebracht. Während bislang in der Literatur — gleich ob die Handlung in Deutschland, Italien oder sonstwo spielte — Charaktere auftraten, die sich nach sittlichen Gesichtspunkten unterschieden, bringt Fontane mit sorgfältigster Beobachtung die Vertreter der verschiedensten Nationen in ihren völkischen Eigenarten.

Ob dieser geschärfte Blick durch seine eigentümliche Stellung zwischen den Nationen bedingt war (als Nachkomme der fran-

[1] Am meisten fesseln mich immer die Köpfe, die den nationalen Typus am frappantesten zum Ausdruck bringen (Brief vom 13. 5. 1898 an Morris).

zösischen réfugiés), oder ob der beginnende Impressionismus gerade bei ihm eine besonders günstige Aufnahme fand, mag dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich wirkte beides zusammen. Feststeht, daß er — seiner ganzen Art gemäß — vornehmlich das Fremdländische schildert, das ihm aus eigener Anschauung her genau bekannt war. Also die Franzosen (hauptsächlich réfugiés), Slawen und Engländer (er lebte in jungen Jahren längere Zeit in England). Es folgen die Anspielungen auf Skandinavien, für das er mit zunehmendem Alter eine immer stärkere Vorliebe zeigte. Seine an und für sich geringe Neigung für Italien spiegelt sich ebenfalls in seinen Schriften: mit Ausnahme des Stechlin, wo ein Italiener (Ghiberti) nicht gerade rühmlich erwähnt ist, hört man von jenem Land nur immer bei der Schilderung der Hochzeitsreisen, die traditionell dorthin führen (so in Schach, L' Ad., Graf P., Fr. J. Tr., Effi, Stechlin, angedeutet in Stine, erträumt in Unwied.).

Das französische Element dagegen ist besonders stark in den frühen Werken vertreten. Es entspricht dies der ganzen Art des Dichters, dessen „Magnetnadel seines Wesens" in zunehmendem Alter immer ausschließlicher nach Norden wies. Doch ist französisches Wesen und französische Abstammung, da wo sie geschildert wird, nicht selten das Kennzeichen der Hauptpersonen und verleiht ihnen Charme, sowie etwas Geistvolles und Interessantes. V. d. St.: Lewin und Renates Mutter ist aus französischem Adel, Schach: die Carayons sind ein Adelsgeschlecht aus der Gironde, L'Ad.: Melanie und Jacobine geborene de Caparoux stammen aus Genf, und noch in Fr J. Tr. war Wilibalds Großmutter, eine Charpentier, aus der „Kolonie"; und der Französischlehrer am Gymnasium, Etienne, scheint ebenfalls ein Nachkomme der réfugiés zu sein. Doch hat bei ihnen allen schon eine Vermischung mit deutschem Blut stattgefunden, echte französische Staatsbürger treten uns in Mlle Alceste (V. d. St.), einer Bekannten der gänzlich französierten Amelie entgegen, ferner in Mme Guichard, Melanies Putzmacherin, und als Monsieur L'Hermite in Quitt. Das Grab unterm Birnbaum birgt die Leiche eines französischen Soldaten, und von Napoleon und seinen Truppen ist des öfteren auch in V. d. St. und Schach die Rede.

Eine Note abenteuerlicher schon ist die spanische Abkunft. In Grete Minde liegt das Fremdartige so offen zutage, ihr Wesen ist so eigenartig, daß Gleichgültigkeit ihre gegenüber unmöglich ist. Es muß sich jeder entweder als ihr Freund oder Feind erklären, und das entscheidet über ihr Geschick. An Gieshübler (Effi) ist — der veränderten Sicht des späteren Werkes ent-

sprechend — romantisch nur noch der Name Alonzo, „ein Preziosaname", wie Effi feststellt.

Weiter als diese französisch-spanischen Anspielungen geht die Darstellung von Engländern. Während der Hauptteil eines Romanes (Quitt) sogar in der angelsächsischen Welt (Amerika) spielt, wo aber sonderbarerweise kein einziger Engländer auftritt, finden wir sie im übrigen — im Gegensatz zu den Franzosen — nur zweimal in der Abstammung einer der Hauptpersonen: Gordon (Céc.) gehört einer schottischen Familie an, und Graf Petöfys Großmutter sowie Mutter waren Engländerinnen, doch hat dies beidemal — wieder im Gegensatz zu der französischen Abstammung — keinerlei Bedeutung für den Charakter der Betreffenden.

Die übrigen Engländer begegnen uns bei Fontane als jene etwas komischen und für die damalige Zeit sprichwörtlichen Typen unter den Nebenpersonen: so in Schach als kleiner groom, in Irr. als Offizier und Weltreisender, bei den Treibels als Geschäftsmann und im Stechlin als Kutscher (Ned, Armstrong, Nelson und Robinson). Sämtliche haben etwas Karikiertes, etwas von den Witzblattfiguren jener Jahre an sich.

Die sonstigen zahlreichen Beziehungen zu diesem Land ergeben sich stets ebenso wie in Fontanes eigenem Leben, d. h. es besteht vielfach eine starke Vorliebe für die angelsächsische Welt, und größere Reisen privatim und auch dienstlich werden dorthin unternommen. Graf Pudagla (V. d. St.) ist der erste von diesen Englandfreunden, und in dem letzten Roman, dem Stechlin, finden wir noch immer das gleiche. Hier ist es Barby, der die glücklichsten Jahre seines Lebens bei der Gesandtschaft in London zugebracht hat, und auch Woldemar v. Stechlin wird — wenn auch nur vorübergehend — dienstlich dorthin beordert. Dazwischen liegen mehrere ähnliche Fälle. Wie Woldemar, so war der junge Graf Pejevics (Graf P.) in London, und Barbys diplomatische Entsendung ist durch Holk vorweggenommen, der ebenfalls als junger Attaché dort tätig war. Schon in Schach heißt es von Bülow, daß er längere Zeit in Amerika und England „ein abenteuerndes Leben" (I, 3, 173) geführt, in Irr. von Gideon Franke, daß er als Prediger die „states" durchwandert habe. Rubehn (L'Ad.) lebte als Kaufmann lange Jahre in Amerika, mitgebracht von dort hat er die englischen Zitate; genau so, nur karikiert, verhält es sich mit den Treibels und Munks, von denen besonders die letzteren die Anwendung englischer Ausdrücke für den Gipfel der Vornehmheit halten, und dieselbe Manie hat noch Flora Bartenstein an sich (Poggp.).

In seiner schwersten Zeit suchte Holk die Stätte, wo er die unbeschwertesten Jahre seines Lebens zugebracht hatte — London — wieder auf und fand dort im Verkehr mit englischen Künstlern (Dickens und Schauspielern wie Kean und der Atkinson) tatsächlich einigen Trost. Als Rubehn und Melanie von allen verlassen in Rom ihre Tage dahinbringen, nimmt sich ein englischer Reverend ihrer an und gibt sie kirchlich zusammen.

Von weit tiefergreifender Bedeutung jedoch als all das ist für Fontanes Romane die gesamte slawische Welt. Die Vermischung der germanischen Volksteile mit dieser im Preußentum hat den Dichter zeitlebens interessiert. Auf seinen Wanderungen trat sie ihm auf Schritt und Tritt unmittelbar entgegen, und so hat er sie auch in seine Romane, die ja meist in den ostelbischen Bezirken spielen, übernommen [2].

Neben Einzelpersonen, die als Tschechen, Polen oder Russen genau wie die Vertreter anderer Nationen, in seinen Werken auftreten, ist hier der gesamte Personenstand mit slawischen Elementen durchzogen. Jedem Märker — ob dies nun ausdrücklich hervorgehoben wird oder nicht — steckt etwas von dem fremden Volk im Blut, was sich in ganz bestimmten, typischen Eigenschaften äußert. Die preußische Nüchternheit, Strenge und Verinnerlichung wird plötzlich durchbrochen von einem lebhaften, fast wilden Temperament, das eine stark sinnliche Freude an Schmuck und Prunk mit einer weitschweifenden Phantasie vereinigt. Hochfahrende Eitelkeit auf der einen — Unbildung und Aberglauben auf der anderen Seite — das sind vor allem die Kennzeichen des Wendischen, die Fontane im einzelnen verschieden stark ausgeprägt, der Gesamtheit der Märker zuteilt.

Daneben finden sich mancherlei Besonderheiten. Daß die Landstreicher in Gr. M. und der Mörder in U. B. böhmisch-tschechischer Abkunft sind, wurde bereits gesagt. Demgegenüber sind die Polen zum Teil überaus günstig geschildert. „Ich liebe sie, weil sie ritterlich und unglücklich sind" (I, 3, 176), sagt Victoire, und diese beiden Eigenschaften geben im großen und ganzen überhaupt die Stichworte für jenes Volk ab. In stärkstem Maße verkörpert sie Ladalinski (V. d. St.). Eine nach allen Seiten hin ausgezeichnete Persönlichkeit, und den entsprechenden Deutschen entschieden überlegen, ist auch Bninski. Das Un-

[2] . . . hab ich mir einfach vorgesetzt, eine große Anzahl märkischer (d. h. deutsch-wendischer, denn hierin liegt ihre Eigentümlichkeit) Figuren aus dem Winter 1812/13 vorzuführen, Figuren, wie sie sich damals fanden und im wesentlichen auch jetzt noch finden (Brief vom 17. 6. 1866 an Hertz).

zuverlässige dieser Nation bricht schon in Miekusch durch und findet dann in der Schilderung der Wirtschaft, die die Familie Zacha v. Woronesch (Céc.) führt, seine Vollendung. Trotzdem hat diese noch entschiedene Vorzüge. Das Schöne, Interessante und Unbekümmerte, das ihnen allen innewohnt, rührt ausschließlich von der teilweise polnischen Abkunft her.

In späteren Jahren wird dies alles weit nüchterner betrachtet. Der Handlungsreisende Szulski (U. B.) ist schon mit einer starken Dosis spöttischen Humors geschildert. Er gehört zu jener Sorte von Leuten, die sich durch angenommenes Wesen interessant zu machen glauben. Er war eigentlich Herr Schulz aus Ober-Schlesien und hatte „den Nationalpolen erst mit dem polnischen Samtrock, Samtschnüren und Knebelknöpfen" (I, 6, 334) angezogen. Ein ähnlicher Fall mag Golchowski (Effi) sein, von dem Effi behauptet, er sähe wie ein Starost aus, und der unter schönem und staatlichem Äußern die übliche Unzuverlässigkeit birgt.

Hier ist auch diese zum erstenmal politisch gefaßt, wie überhaupt das Interesse am menschlich Allgemeinen immer stärker zurückweicht vor der Betrachtung des völkisch-politischen Problems, das mit dem Erscheinen dieses Volkes unzertrennlich verbunden ist. Therese Poggenpuhl fragt den bei einem westpreußischen Regiment stehenden Leo besorgt, wie es mit den Polen stünde und, ob sie, die Deutschen, an Terrain gewönnen; und muß von dem Bruder erfahren, daß man froh sei, beim Kartenspiel zu gewinnen. Hier ist die Sache scherzhaft behandelt, und auch in M. M. leben in der gleichen Gegend (Westpreußen) Deutsche und Polen ohne Störung nebeneinander. Im Stechlin dagegen ist die ausgesprochene Preußenverachtung aus V. d. St., die trotz persönlicher Freundschaft Tubal wie Kathinka, aber hauptsächlich Bninski empfindet, wieder aufgenommen. Nur daß sie jetzt in ganz anderer Weise auftritt. Es sind nicht mehr gesellschaftlich gleichgestellte Kreise, die in vornehmer Art die Gegensätze überbrücken oder ihnen aus dem Wege zu gehen suchen, sondern Dr. Wrschowitz, obwohl vorläufig noch in wirtschaftlicher Abhängigkeit von den Deutschen, unternimmt es doch, ihre ganze Gesellschaft und sämtliche Einrichtungen seiner alles vernichtenden „Krittikk" zu unterziehen. In ihm ist das Urbild des klugen, aber politisch unterdrückten und daher einseitig verrannten und angriffsprühenden Slawen gegeben, der „mehr gesinnungstüchtig als artig" (I, 10, 169) mit äußerstem Fanatismus seine Anschauungen vertritt. Wieder ist Fontane, genau wie in seinen sozialen Beobachtungen so auch in diesen

politischen, bis zur äußersten Grenze des für seine Zeit Möglichen gegangen, hier wie dort mit Scharfblick Künftiges fast vorausahnend.

Rußland hat der Dichter aus eigener Anschauung nicht gekannt, er läßt daher nur immer in kurzen Andeutungen davon sprechen. Beliebt ist es, den Offizier die ehemals so enge preußisch-russische Freundschaft betonen zu lassen. So geschieht es in V. d. St., wo Drosselstein mit Tschernitscheff, den er noch aus Petersburg her kannte, Zusammenkünfte abhält, in Schach, wo der Besuch des Zaren Alexander das Tagesgespräch bildet für die Berliner, und wo Schach sich als Verfechter des preußisch-russischen Bündnisses aufwirft. In Irr. hat der eine der Offiziere den Spitznamen Serge erhalten und „russifiziert" sich dementsprechend von Tag zu Tag mehr, in den Poggp. hofft Leo, daß Wendelin, der über Skobeleff arbeitet, daraufhin in Petersburg einmal sein Glück machen werde, und zum letztenmal plädiert der alte Dubslav v. Stechlin für Wiederherstellung der traditionellen Freundschaft Preußens mit Rußland. Russischer Abkunft ist einzig und allein Waldemars Stiefmutter (Stine), außer ihr werden Fürst Kotschukoff (Effi) und Großfürstin Wera (Stechlin) erwähnt.

Die übrige östliche Welt ist vertreten durch Graf Petöfy und seine Leute, die Ungarn sind, ferner durch Totto (Quitt), den zu Obadja verschlagenen alten Litauer. Vergessen werden darf auch nicht Moscheles (Stechlin), der aus Brünn stammte, und der andere Ostjude, Meyer-Rosenberg, Ebbas Großvater, der von der polnischen Grenze her auswanderte und Hof- und Leibjude des schwedischen Königs wurde.

Damit ist die Handlung in Skandinavien angelangt, einem Teil Europas, den Fontane, je älter er wurde, immer höher schätzte, was sich in zunehmendem Maße in seinen Erzählungen äußert. Wie stets liegen die Anfänge in V. d. St., aber nur eben diese. Es sind vorläufig mehr Nebenpersonen, die auch bloß in losem Zusammenhange mit der skandinavischen Welt stehen. Zum Beispiel der Hauptmann Bummcke, ein entfernter Freund Lewins, der mit seiner Kopenhagenreise ständig renommiert, ferner die Kandidaten Hansen-Grell und Uhlenhorst, die aus Holstein kommen; und schließlich stammt eine Ahne des Hauses Vitzewitz aus dem schwedischen Geschlecht der Brahes, doch ist dies noch weiter von keinem Belang für den Charakter einer ihrer Nachkommen.

Erst in Unwied., aber da auch ausschließlich, rückt jene Welt in den Mittelpunkt, und zwar speziell die dänische. Über

seine Rolle als Schauplatz der Handlung hinausgehend bedeutet dies Land zugleich ein Programm. Hier hat im Gegensatz zu Preußen-Deutschland die Lebensfreude und heitere Weltoffenheit ihren Platz. Und die Gemüter scheiden sich in diejenigen, die das Leben dort genießen, und solche, die es mit Abscheu betrachten. Zu den ersteren gehören alle Kopenhagener, an der Spitze die Prinzessin und — mit ausgesprochener Deutschenverachtung — Ebba, zu den anderen Christine und — bedingter — Arne. Holk steht auf der Grenze. Er will Hofmann und Lebemann sein, und bleibt im Grunde doch stets der steife Deutsche. An seiner Unfähigkeit, sich auf jenem Boden zurecht zu finden, scheitert er.

Dieselbe Bedeutung — aber in abgeschwächter Form — hat Kopenhagen für Effi. Niedergedrückt von der Melancholie Rügens und den Erinnerungen, die sie dort überfallen, muß Innstetten mit ihr nach Dänemark fahren, wo die leichte und angenehme Art zu leben sie wieder aufheitert. Genau wie Ebba bedeuten auch ihr die Zeugen alter und neuer Kultur nicht halb so viel an dieser Stadt als die mannigfachen Zerstreuungen und Vergnügen [3].

In Fr. J. Tr. wird durch das Dänische hauptsächlich die Vornehmheit betont. Helene bildet sich nicht wenig darauf ein, daß ihre Vorfahren, die Munks, aus Kopenhagen stammen. Das Kopenhagen-Hamburgische spielt sich — wie in Unwied. das Dänische gegenüber dem Preußischen — jetzt gegenüber Berlin als das angeblich Feinere auf.

Frei von solchen Betrachtungen ist das letzte Werk, der Stechlin. Doch auch hier ist die nordische Welt der Streitpunkt, an dem sich die Geister scheiden. Melusine ist für ein uneingeschränktes Maß von „Skandinavismus" (I, 10, 197), und damit weiß sie sich in Übereinstimmung mit all ihren Verwandten und Bekannten. Der Widerpart ist Wrschowitz, dessen Haß gegen alles Skandinavische, einer Marotte entsprungen, zur fixen Idee geworden ist.

Ein besonderes Kapitel bilden die Grönlandfahrer, Dr. Bie (Unwied.) und Dr. Hannemann (Effi), beides Dänen. Grönland — dies Thema wurde schon in V. d. St. angeschlagen. Die Schorlemmer, die lange Jahre dort zugebracht hatte, gab von der dortigen Herrnhutischen Mission eine Art Rückschau dessen, was der Leser in Quitt, nun aber bei den Indianern, miterlebt.

[3] Beide ziehen dem Thorwaldsenmuseum die Harlekinpantomime im Tivoli vor, und genau so Käthe (Irr.), der von ganz Dresden am besten der „Monsieur Herkules" im Sommertheater gefiel.

Was Kajarnak für V. d. St., Gunpowder-Face für Quitt ist, das ist die Geschichte von dem Chinesen für Effi und die Fahrt Brigittes zu den Malaien für Unwied., Teile einer völlig fremden Welt, die rätselhaft abenteuerlich oder gespenstisch in das gutbürgerliche Dasein all jener Menschen hineinragt und besonders in den Hafenstädten (Kopenhagen und Kessin) nicht wenig zur Gesamtatmosphäre beiträgt.

Konfession

Zu diesen nationalen Unterschieden, die die einzelnen Personen bestimmen, treten die konfessionellen hinzu, die sich mit jenen teils decken, teils überschneiden. Der erste Fall gilt vor allem für die Polen. In den Poggp. und M. M. wird von dem halbpolnisch-katholischen Leben in Westpreußen, wo Leo sich aufhält und Hugo herstammt, gesprochen, in Quitt ist Maruschka trotz der neuen Welt ihrem alten Glauben treu geblieben, und in U. B. heißt es: „Wenn einer Szulski heißt und aus Krakau kommt, ist er kattolsch" (I, 6, 352).

Das erstemal, wo dies nicht der Fall ist, sondern der Übertritt zum Protestantismus erfolgte, erscheint bereits wieder in V. d. St. Zugleich mit seiner Einbürgerung in Preußen hat Ladalinski auch den Glauben gewechselt[1], und ähnliches ist von Gryczinski anzunehmen, der seinem Namen zufolge wohl mit hierher zu zählen ist und von dem erwähnt wird, daß die meisten seiner Familie noch katholisch seien, während er sich in heftiger Opposition dazu befände. Auch Kriegsministerialoberst v. Kraczinski (Céc.) wird als polnisch-katholisch bezeichnet und ebenso Cécile selbst.

Den Übertritt zum Protestantismus, den außer ihr und Ladalinski auch die Mindes und Ursel (U. B.) vollzogen haben, gereicht keinem zum Segen. Und abgesehen von Gryczinski wenden

[1] Daß Preußentum und Protestantismus untrennbare Begriffe sind, wird mehrfach bei Fontane betont. In V. d. St. ist es stillschweigend zugrunde gelegt, und die praktischen Folgerungen werden daraus gezogen, in U. B. tun die Bauern dasselbe. In Schach erörtert Bülow dies Thema ausführlich im Salon der Frau v. Carayon, und ähnliche Gespräche werden in Graf P. und Unwied. geführt. Für Gräfin Judith ist das Ketzertum vor allem mit der Gestalt Friedrichs des Großen unlösbar verbunden, während Arne, Christine und Pastor Petersen den Gesamtbestand des preußischen Staates vom „Katechismus Lutheri" abhängig machen. Noch im Stechlin bedeutet „gut preußisch" so ungefähr dasselbe wie „gut protestantisch", und beides sind Stichworte für die Domina v. Stechlin.

sie alle, spätestens angesichts des Todes, sich zu ihrem alten Glauben wieder zurück. Kathinka (V. d. St.) zuerst, schon bei ihrer Hochzeit, Tubal stirbt mit einem alten lateinischen Kirchenlied auf den Lippen, und sogar der Eigensinn Ladalinskis beginnt im Anblick der Leiche seines Sohnes dem angeborenen Gefühl Platz zu machen: er schmückt den Sarg nach altem Brauch mit dem Kruzifix. In Grete Minde regt sich — trotz streng protestantischer Erziehung — sobald sie daraus entlassen ist, das Blut ihrer spanischen Mutter. In äußerster Bedrängnis nimmt sie ihre Zuflucht zu den Nonnen von Arendsee, und ebenso geht es Cécile und Ursel. Beide vermögen trotz eifriger Seelsorger nicht bei dem neuangenommenen Glauben zu verharren, sondern bekennen sich in der Todesstunde wieder zu der alten Kirche.

Nach Fontans Meinung hat diese für alle Gefühls- und Phantasiemenschen, denen das Leben übel mitspielte und deren Hoffnungen vernichtet sind, etwas weitaus Trostreicheres an sich als die Nüchternheit des Protestantismus[2]. Aus eben diesem Grunde treten Victoire und Franziska, letztere sogar Pfarrerstochter, zum Katholizismus über, als ihnen ihr Leben zerstört ist, und etwas Ähnliches munkelt man von der Gräfin in Ell. und von Drosselstein (V. d. St.).

Eine gewisse Entwicklung läßt sich dabei insofern feststellen, als diese Spannungen samt und sonders in die Zeit der frühen Werke fallen. Cécile ist die letzte dieser Art. Von da ab leben die beiden Konfessionen in freundschaftlicher Duldung nebeneinander her, und es gilt geradezu als Zeichen von Unbildung oder Engherzigkeit, sich auf die eine oder andere Richtung etwas zugute zu halten, wie es vor allem Jenny Treibel, Christine und Adelheid v. Stechlin lieben.

Im übrigen besteht das beste Einvernehmen zwischen den Mennoniten und Maruschka (Quitt), nimmt Effi ohne Bedenken die katholische Roswitha in ihrer Not zu sich ins Haus, halten die Barbys treue Freundschaft mit den Berchtesgadens, die bayrische Katholiken sind, schließt Leo v. Poggenpuhl sich in Thorn einem katholischen Geistlichen an, und sagt Mathilde Möhring zu ihrer Mutter, auf die Frage, ob der polnische Graf, der ihr sein Haus anbot, katholisch sei: „Katholisch ist nicht schlimm" (II, 9, 118).

So übt die anerzogene Konfession — obwohl sie nicht mit so unbedingtem Anspruch auftritt wie die Nationalität — doch eine nie ganz zu überwindende Macht aus.

[2] „Es gibt Lagen . . ., wo der Protestantismus versagt und der Katholizismus das Herz weicher bettet" (I, 2, 148).

Familie

Eine weitere Gemeinschaft, in die jedermann ohne eigenes Zutun gestellt ist, ist die Familie. Doch ist hierbei nicht in dem Maße wie vorhin die innere Zugehörigkeit zu ihr ausschlaggebend, obwohl auch dafür sich — besonders in den Spätwerken — Anhaltspunkte finden lassen [1]. Sondern beachtenswerter noch ist,

[1] Die Familie als überpersönliche Einheit wie Nationalität oder Konfession erscheint bei den Poggp. schon im Titel angedeutet. Innerhalb der anderen Romane tritt sie mit diesem Anspruch zum erstenmal in Schach auf, wo Frau v. Carayon, durch Schachs rücksichtsloses Betragen gegen ihre Tochter aufs äußerste empört, die beiden Familien miteinander vergleicht. Doch ist es bezeichnend, daß Victoire darüber lachen muß, und Josefine selbst gesteht zu, daß sie auf die Überlegenheit der Carayons an und für sich ebensowenig gebe und sich erst in ihrer Notlage darauf besonnen habe. Auch in L'Ad., wo Van der Straaten dem „adligen Haus de Caparoux in seinen Aspirationen" (I, 3, 74) so manches schuldig bleibt, ist die Sache noch scherzhaft genommen. In Gr. M., wo man von der Heldin ein ganz starkes Gefühl dessen, was sie ihrem Familiengeschlecht schuldig ist, erwarten sollte, zeigt sich keine Spur davon — Beweis genug, eine wie geringe Rolle dies Problem anfangs noch bei Fontane spielt.

Erst in Stine wird wieder darauf angespielt, als der alte Graf energisch dagegen protestiert, daß „die Häuser Haldern und Pittelkow Arm in Arm ihr Jahrhundert in die Schranken fordern" (I, 5, 86). So scherzhaft der Ton ist, so ernst ist es jetzt gemeint. Und von da ab gibt es keinen Roman, in dem dieses Thema nicht mehr oder weniger zur Sprache käme. Mit am stärksten ist dies in Fr. J. Tr. der Fall. Wenn der „Treibelei" das „Schmidtsche" gegenüber gestellt wird und Corinna bei ihrem Zusammenstoß mit Jenny als letzten Trumpf ihre Zugehörigkeit zur Familie Schmidt ausspielt: „Und ich — ich bin eine Schmidt" (I, 8, 196), dann ist hier ein ziemliches Maß von Familiendünkel erreicht.

Den Höhepunkt in dieser Beziehung bilden die „Kaulbarse" (Quitt), auch der Namensbedeutung nach die direkten Vorläufer der „Poggenpuhls". Wenn Ida Hecht geb. Kaulbars voll Stolz den Verwandten schreibt, es sei in ihren Kindern „so was Kaulbarsiges drin" (I, 6, 239), dann zeigt sich dort in komischem Übermaß das, was in den Poggp. immer wieder als fehlend beklagt wird: daß sich die Mutter, eine geborene Pütter, trotz langer Gewohnheit noch immer nicht so ganz der Poggenpuhlschen Art anzugleichen verstünde.

Von dieser lächerlichen Überheblichkeit hat Effi nichts mehr an sich, die voll Stolz Gieshübler von ihren Vorfahren, den Briests, erzählt und sogar ihrem Mann gegenüber es einmal wagt, ihr Geschlecht über das seine zu stellen. „Gott sei Dank haben wir Briests keinen Spuk. Die Briests waren immer sehr gute Leute, und damit hängt es wohl zusammen" (I, 9, 96), ruft sie aus, als ihr Mann behauptet, Spuk sei „ein Vorzug, wie Stammbaum und dergleichen" (I, 9, 95). Und noch im Tode bekennt sie sich zu den Ihren: ihr Grabstein soll ihren Mädchennamen tragen.

Im letzten Werk ist der Stechlin mehr als bloß geographischer Begriff und Familienname. Er ist das Symbol dafür, „in der stillen Begrenztheit der kleinen Welt mit dem großen Zug der Zeit und dem fortschreitenden Leben in stetem Zusammenhang bleiben" (*J. Petersen,* Fontanes Alters-

daß immer wieder die gleichen Familienbeziehungen geschildert werden.

Beginnt man mit dem häufigen Fehlen des einen väterlichen oder mütterlichen Elternteiles, dann läßt sich deutlich eine gewisse Gruppierung feststellen. Die Verhältnisse im Stechlin entsprechen, wie mehrfach schon, aufs genaueste denen in V. d. St. Die beiden Paare Stechlin — Barby und Vitzewitz — Ladalinski sind sämtlich Witwer. Folgenschwer für die Kinder ist dies nur in einem Falle, nämlich für Tubal und Kathinka L., deren Heimatlosigkeit dadurch noch vergrößert wird, und deren Geschick durch die Flucht ihrer Mutter von vornherein einen Zug zum Unheilvollen erhält. Eine bestimmte Entwicklung, die auch schon öfter auffiel, zeigt sich insofern, als das frühe Werk Sensation und Romantik bevorzugt, während das späte schlicht und einfach bleibt. Sidonie v. Ladalinski reitet auf höchst abenteuerliche Weise ihrem nichtsahnenden Gatten davon, Madeleine v. Vitzewitz stirbt an den Aufregungen eines ihretwegen geführten Duells, wogegen Frau v. Stechlin und Barby ganz einfach an einer Krankheit verschieden sind.

Ebenfalls nur geringe Bedeutung hat der frühe Tod von Obadjas Frau (Quitt), Tobys und Ruths Mutter. Wie Lewin und Renate wachsen diese Kinder auf, behütet von strenger Frömmigkeit; und ähnlich mag man sich nach Christines Tod das Leben Axels und Astas unter Leitung der Dobschütz vorstellen (Unwied.). Beides wieder sind spätere Werke. Was dagegen in einem Frühwerk (Gr. M.) für Grete das Fehlen der mütterlichen Führung bedeutet, liegt auf der Hand. Es tritt hier zum erstenmal das Motiv des Ersatzes der Verstorbenen durch ältere Geschwister auf, wie es später noch in L'Ad., Stine und im Stechlin angewandt ist. Aber während in den beiden letztgenannten Romanen die Geschwister sich herzlich lieben, in L'Ad. wenigstens keine Feindschaft herrscht („Melanie und ihre über alles geliebte Schwester", hieß es sogar im MS.), hat Grete es besonders ungünstig mit ihrem Bruder und dessen Frau getroffen; und „eine Stief ist eine Stief" (I, 2, 393), sagt auch Valtin, obwohl er über

---

roman, Euphorion 29, S. 14), wie es diese Familie stets sich bemühte. Hier wäre zum erstenmal ein gewisser Stolz wirklich berechtigt, aber statt dessen findet man Demut und Bescheidenheit.

Was in Fr. J. Tr., Quitt und den Poggp. verspottet wurde, was sich in Effi anbahnte, das ist hier in vollem Umfange durchgeführt: die Ausgeglichenheit zwischen Sein und Scheinen, zwischen Wollen und Können, also zwischen den Gegensätzen, die in dem Anspruch eines Namens im Verhältnis zu der Wesensart seiner Träger begründet sind.

seine zweite Mutter Emrentz sich eigentlich nicht zu beklagen braucht. Wieder hat die frühere Erzählung die stärkere Spannung, während später alles in Ruhe und Güte abgeht. Daß Trud der bösen Frau aus dem Märchen ähnelt, ist bereits gesagt; das Motiv einer Stiefmutter kommt außerdem nur noch einmal vor: in Stine, wo es gleichfalls ins Ungünstige gewandt erscheint. Graf Halderns zweite Frau ist hart, verbittert und egoistisch, Waldemar vor allem hat nicht den mindesten Rückhalt an ihr, sondern wird — ähnlich wie Grete — durch ihr Dasein aus dem Elternhause getrieben.

Marie (V.d.St.), Hilde (Ell.), Lene (Irr.) haben beide Eltern in frühestem Alter verloren, Marie kannte ihren Vater, Hilde ihre Mutter noch ein wenig, gerade so weit, um dem Leser einiges über die unbürgerliche Herkunft der beiden Mädchen zu vermitteln. Von Lene hört man hierüber selbst vermutungsweise nichts mehr, eine Vereinfachung also auch hier. Alle drei finden bei mitleidigen Menschen ein zweites Elternhaus, in Ell. fehlt auch dort die Mutter, woraus sich dann später der ganze Konflikt ergibt.

Von weit geringerer Bedeutung ist der Tod von Wilibald Schmidts Frau (spätes Werk!). Corinnas Selbständigkeit ist so groß, daß man sich — genau wie bei Kathinka — nur schwer vorstellen kann, wie sich ihr Eigenwille der mütterlichen Autorität wohl gefügt haben würde.

Schwerer wiegt im allgemeinen der Tod des Vaters, weil dadurch mitunter die Existenz der ganzen Familie bedroht wird, z. B. bei den Poggp. oder M. M. Auch Pauline Pittelkow hat ihren Mann verloren, ihr Gelderwerb allerdings ist der unsolideste und nicht mit dem Durchhungern der armen Adelsfamilie oder der Strebsamkeit der Möhrings zu vergleichen. Céciles Vater starb ebenfalls, d. h. „was man so sterben nennt — die Verlegenheiten waren zu groß geworden" (I, 4, 409), was die Familie Zacha aber nicht weiter bekümmerte. Denn hatte die Frau bis zum Tode ihres Mannes ein recht vergnügtes Leben geführt, so führte sie es „nachher kaum minder" (I, 4, 410). Trotzdem hätte in diesem Fall vielleicht doch der Vater das verhängnisvolle Schicksal von seiner Tochter abwenden können. Bei Gr. M. jedenfalls weiß man mit Bestimmtheit, daß die Katastrophe nicht eingetreten wäre, wenn der alte Minde noch gelebt hätte, und bei Lehnert Menz (Quitt) ahnt man es.

Kaum von Bedeutung ist des Vaters Tod für Victoire (Schach), die so ganz an ihrer Mutter hängt, und ebensowenig für Stine,

der die Schwester das Elternhaus ersetzt. Tatsächlich die einzigen, die ganz sicher und umhegt das Elternhaus noch als Erwachsene in Anspruch nehmen können, sind die Treibelschen Söhne und Effi. Beidemal spielt dies auch bis zum Schluß eine Hauptrolle.

Von einem großen Teil der Personen hört man über die Vorfahren überhaupt nichts. Von Egon (Graf P.) wird wenigstens noch berichtet, daß beide Eltern gestorben seien, bei Marcell (Fr. J. Tr.) nichts dergleichen, und von Hugos Vater (M. M.) werden lediglich Erinnerungen erzählt. Überall, wie auch in den meisten übrigen Werken, spielt der Onkel die Hauptrolle für diese jungen Menschen, nämlich die des Beraters und Freundes zugleich, an dem die männlichen Helden Fontanes — gleich ob jung oder alt — alle merkwürdig arm sind. Bekannte haben alle, zum Teil in großer Anzahl, aber Freunde — wirkliche Freunde — kaum einer. Nur so ist teilweise das merkwürdige Geschick, das sie trifft, überhaupt erklärbar.

Lewin hat Tubal (V. d. St.) und Hugo (M. M.) v. Rybinski, Jakob Minde den alten Zernitz und Wilibald seinen Distelkamp (Fr. J. Tr.), aber diese bedürfen eher selbst der freundschaftlichen Leitung, als daß sie einem anderen den erwünschten Halt geben können. Auch bei Botho (Irr.), Egon (Graf P.) und Woldemar (Stechlin) kann man — wenn auch mit gewisser Reserve — von Freunden sprechen, vielleicht besser von Kameraden, aber all die anderen sind gänzlich vereinsamt. Valtin (Gr. M.) ist wohl noch zu jung, um einen treuen Berater sich erworben zu haben, aber Martins Geschick ist überhaupt undenkbar, wenn ein Mensch für ihn dagewesen wäre, der gewarnt oder geholfen hätte[2], selbstverständlich ein gleichaltriger, kein halber Vormund, wie es Graf Haldern oder Siebenhaar gewesen sind.

Schach ist — obwohl ständig von Regimentskameraden umgeben — letzten Endes doch auf sich gestellt, den anderen höchstens zum Neid oder Spott dienend, und ganz ohne ihr Vertrauen. Er ist ihnen ein Rätsel, und selbst die ihm am nächsten stehen, zerbrechen sich über sein seltsames Wesen den Kopf. Van der Straatens Geschick erschüttert vor allem durch die Einsamkeit, in der es getragen werden muß, desgleichen Graf Petöfys. Auch Baltzer Bocholt steht gänzlich vereinsamt da; er hat nichts Liebenswürdiges in seinem Wesen, und durch die unerbittliche Härte, mit der er seinen Beruf ausübt, hat er sich noch mehr iso-

[2] Wie Botho zum Beispiel auf Grund der eigenen Erfahrungen Rexin seinen Rat gab.

liert. Die einzige, die diese unsichtbare Mauer zu überwinden versteht, ist Hilde, und als er ihretwegen in Gewissenskonflikt kommt, da weiß er sich überhaupt keinen Rat mehr und überlegt schon, ob er etwa Grissel, die ihn nicht zum wenigsten da erst hinein gestoßen hat, sein Herz ausschütten solle. In späteren Jahren ist seine Verlassenheit durch sein Verbrechen bedingt, er fürchtet, sich zu verraten. Genau so Hradscheck, der — obschon mit vielen Menschen in Verkehr stehend — doch keinem vertrauen darf. Mit das schwerste Geschick trägt St. Arnaud, er ist seit seiner Heirat mit Cécile ein Ausgestoßener.

Innstetten hat in Wüllersdorf wenigstens einen guten Bekannten, dem er ab und zu sein Leid klagen kann. Daß dem, der blind in sein Unglück läuft, auch treueste Freundschaft nichts hilft, beweist andererseits das Beispiel von Holk, welcher der einzige ist, der in seinem Schwager Arne einen wirklich uneigennützigen und auch ungerufen stets um sein Wohl besorgten Freund besitzt.

Obgleich es — wie behauptet — im Leben gerade umgekehrt ist, verstehen bei Fontane doch die Frauen weit besser, Freundschaft zu halten. Schon als Kinder sind Asta und Elisabeth (Unwied.) aufs herzlichste verbunden, wogegen Axel allein und ohne Kameraden daneben steht. Das Urbild der Mädchenfreundschaft, die ungetrübt von Neid und Eifersucht ein Leben lang durchhält, findet sich in V. d. St. zwischen Renate und Marie, desgleichen in Schach zwischen Victoire und Lisette, welche letztere der Freundin „aus dem Elend des Krieges, aus Kränkungen und Verlusten heraus" (I, 3, 331), ihre unveränderte Zuneigung bewiesen hat. Und „mein zweites und bessres Ich, in jeder Sorge mein Trost und in jeder unklaren Sache mein gutes Gewissen" (I, 4, 29), so nennt Franziska ihre treue Hannah. Die genaue Wiederholung dieses Verhältnisses findet sich in Unwied. zwischen Christine und Julie v. Dobschütz. Trotz innerlich und äußerlich stärkster Verschiedenheit weiß Rosa Céciles Vertrauen zu erringen, und auch Leute wie die Nimptschs und Pittelkows haben an Frau Dörr und Wanda zwar weniger seelische Hilfe, dafür aber eine stets tatkräftige und hilfsbereite praktische Unterstützung.

Dafür ist der sogenannte Freundeskreis um Amelie (V. d. St.) oder Frau v. Carayon (Schach), besonders aber in L'Ad. und bei Cécile ein Hohn auf alle wirkliche Freundschaft. Die einzige, die in schweren Zeiten bei Melanie aushält, ist Riekchen. Ebenso jämmerlich ist Wilibalds Kollegenkränzchen, das schon in guten

Tagen versagt und die Besuche nur dann einhält, wenn gerade nichts Besseres vorliegt [3].

An Stelle einer solchen „Freundschaft" tritt bei jungen Menschen meist ein Verwandter. Der Onkel, in den frühen Werken noch unbekannt [4], deutlich zum erstenmal in Graf P., bildet von da ab in immer steigendem Maße eine der Hauptfiguren. In Stine ist der Onkel für Waldemar bereits sein ein und alles. Ihn fragt der Neffe um Rat, mit ihm setzt er sich auseinander, und an ihn ist sein letzter Brief gerichtet. In Irr. steht Botho zu Onkel Osten in einem ähnlichen Verhältnis. Dieser etwas heftige alte Junker, auf dessen materielle Unterstützung der junge Offizier angewiesen ist, bestimmt des Neffen Geschick in nicht geringem Maße, denn er ist es, der auf eine baldige Verbindung mit Käthe dringt, und somit die Trennung Bothos von Lene bewirkt. In Fr. J. Tr. hält Marcell sich so fest zu Wilibald, den Bruder seiner Mutter, nimmt ihn so völlig für seine Wünsche und Pläne in Anspruch, daß es diesem schon fast zu viel wird. „Das ist ein schlechter Liebhaber, der immer väterlichen Vorspann braucht, um von der Stelle zu kommen" (I,8,89), ruft er über des Neffen ständige Inanspruchnahme Corinnas wegen schließlich aus. Der untergeordneten Rolle entsprechend, die Dagobert überhaupt in Effi spielt, ist auch sein Verhältnis zu dem alten Briest nicht weiter ausgestaltet, in den Poggp. aber ist der Onkel von größter Wichtigkeit für die verarmte Familie.

Ein bißchen Ärger, ein bißchen Spott und zuletzt doch eine große Dankbarkeit, das sind die Gefühle, die all diese jungen Leute gegenüber ihren treuen — wenn auch nicht immer sehr bequemen — Helfern und Ratgebern beseelen. Eine wirkliche Schuld einem von ihnen gegenüber lädt nur Egon (Graf P., eins der frühen Werke!) auf sich, die anderen geraten in eine solche Lage nicht.

An Stelle des Onkels ist im Stechlin die Tante getreten. Adelheid, Dubslavs Halbschwester, hat Liebe und Gefühl einzig für ihren Neffen noch bewahrt, der sie einst auch beerben wird.

---

[3] Im übrigen ist der Verein der „Sieben Weisen Griechenlands" die Fortsetzung der Castalia in V. d. St. Hier wie dort kommen die Männer zusammen, um literarische oder wissenschaftliche Fragen zu erörtern, und hier wie dort ist die Tagesordnung bis ins Kleinste durch Statuten festgelegt. Während aber in V. d. St. das Ganze von den begeisterungsfähigen und leicht zufriedengestellten jungen Leuten ernst genommen wird, ist in Fr. J. Tr. die vollendete Karikatur solcher halb gewohnheits-, halb zwangsmäßiger Zusammenkünfte entworfen.

[4] In Schach wird einmal einer genannt: Herr von der Recke, spielt aber noch gar keine Rolle.

In kurzen Worten dasselbe erfährt man schon in V. d. St., Jürgaß betreffend, dessen Tante, ebenfalls Stiftsdame, dem einzigen Neffen ihr gesamtes Vermögen hinterließ. Auch Leo Poggenpuhl wünscht sich eine solche Verwandte. „Die glauben alles, . . . was man ihnen vorerzählt, und wenn sie auch selber nicht viel haben, so geben sie doch alles, ihre Letztes" (I, 8, 260). Ähnlich steht es mit Egon. Auch er ist der einzige Erbe seiner Tante, nur daß bei ihrer Frömmigkeit die Gefahr besteht, daß ihr Vermögen kirchlichen Stiftungen und dergleichen zufließen wird. Mit Tante Amelie liegt die Sache etwas anders. Sie ist nicht auf einen Neffen allein angewiesen, sondern ihre Fürsorge gilt beiden verwandten Geschwisterpaaren, und ihre Erbin ist schließlich Renate. Ähnlich sorgt Josefine v. Poggenpuhl für alle fünf Schwagerkinder, mit Sophie als Haupterbin an der Spitze.

Mit den beiden Geschwisterpaaren aus V. d. St., Lewin — Renate und Tubal — Kathinka, und hinzukommend mit Marie, die in geschwisterlicher Freundschaft mit den Vitzewitzschen Kindern aufwächst, ist wieder der Grund gelegt für alle mögliche spätere Ausgestaltung.

Das innige Verhältnis zwischen Bruder und Schwester ist in Quitt wiederholt (Toby und Ruth), wo auch die Gesamtsituation mit der in V. d. St. weithin übereinstimmt. Hier wie dort sind die Geschwister von demselben glücklich-heiteren Wesen, beide haben die Mutter verloren und leben mit dem gütigen, aber ernsten Vater in ziemlicher Einsamkeit dahin, in beiden Fällen wird der Tochter der Verlobte durch einen Schicksalsschlag entrissen. Mehr am Rande der Geschehnisse wird von einem dritten solchen Paar erzählt, Gordon und Klothilde (Céc.). Auch hier herrscht dieselbe Herzlichkeit und Verbundenheit, die die empfindliche Cécile beinah eifersüchtig werden läßt, und ein viertes Mal finden wir dies Verhältnis — aber noch halbkindlich — zwischen Asta und Axel (Unwied.).

Die Ehe zwischen Vetter und Cousine, die Tante Amelie für ihre Nichten und Neffen plante, ist — seit der Kinderzeit her verabredet — in Irr. durchgeführt. Einer ähnlichen Eventualität widerspricht Effi lachend. Beide Motive — Bruder—Schwester und Ehe — vereint kommen mehrfach vor. Zuerst wieder in V. d. St., wo Lewin Marie, die lange Jahre fast eine Schwester für ihn war, schließlich heiratet. Gleich in dem darauffolgenden Werk Gr. M. und der ähnlich gearteten Novelle Ell. findet sich dasselbe. Grete, mit ihrem eigentlichen Bruder verfeindet, wächst mit Valtin zusammen wie mit einem Bruder auf, in Ell. ist

dieses Band, dadurch daß die verwaiste Hilde völlig in Bocholts Haus genommen ist, noch enger.

In beiden Fällen aber hat eine Sonderentwicklung stattgefunden: statt der freudigen Zustimmung, die Lewin bei den Seinen zu seiner Wahl erhält, wird Gretes und Valtins beginnende Liebe mit Mißgunst und Widerstreben von den Angehörigen beobachtet; und Baltzer sogar — der ständig das Wort „Bruder und Schwester" (I, 2, 467) im Munde führt, um sich selbst und den anderen die Unmöglichkeiten einer Ehe zwischen Hilde und Martin vorzuspiegeln — macht sich, als er einsieht, daß es so nicht geht, eines Verbrechens schuldig.

Mit Marcell und Corinna, die — zum Überfluß noch Vetter und Cousine — von klein an zusammen gespielt haben, steht es wieder mehr wie in V. d. St. In beiden Fällen finden wir eine anfängliche Kühle[5], sowie ein Hinneigen zu anderen. Im ersten Fall Lewins zu Kathinka, in Fr. J. Tr. Corinnas zu Leopold.

Weniger günstig gestalten sich die Beziehungen zwischen Bruder und Schwester bei den älteren Leuten. „Geschwister kennen sich eigentlich überhaupt nicht" (I, 4, 8/9), meint Graf Petöfy, und wenn man beobachtet, wie er und Judith in den denkbar größten Gegensätzen nebeneinander herleben (Theater und Kirche), dann kann man diesem Ausspruch seine Berechtigung nicht versagen. Schon das erste Paar dieser Art, Berndt und Amelie, verhalten sich zueinander wie Feuer und Wasser und geraten überaus leicht in Streit (Friedrich der Große — Prinz Heinrich, Schiller — Lemierre). Dieselbe Stimmung zeigt sich noch zum Schluß an Dubslav — Adelheid, in denen Weltsinn, freiheitliches Denken und alles umfassende Güte mit Enge, Starrheit und unerträglichem geistigen Hochmut aufeinanderplatzen. Vorweggenommen, aber noch nicht so stark ausgeprägt, ist dies Verhältnis in Unwied. mit Arne und Christine. Dort richtet der Bruder an seine Schwester die Worte, die genau so gut auch der alte Stechlin hätte sagen können: „Ich habe nicht den Mut mehr, Standpunkte zu verwerfen. Der Standpunkt macht es nicht, die Art macht es, wie man ihn vertritt" (I, 7, 65).

Während in den früheren Werken die Geschwister sich ausgeglichener einander gegenüberstehen, in V. d. St. beide gleich heftig, in Graf P. beide gleich entgegenkommend, hat sich in

[5] „Wir waren zu lange Geschwister", sagt Lewin; und „wie soll ein Vetter seine Cousine zur Leidenschaft anstacheln? Die Leidenschaft ist etwas Plötzliches, und wenn man vom fünften Jahr an immer zusammen gespielt hat, ja da ist von Plötzlichkeit keine Rede mehr", ruft auch Marcell aus (I. 2, 314 und I, 8, 90/91).

Unwied. und dem Stechlin die Lage völlig zugunsten des Bruders gestaltet. Die Frauen sind ausgesprochen unsympathisch geschildert, Adelheid sehr, Christine ein wenig, obwohl sie im Grunde charaktervoll ist und edel wie Judith Petöfy. Das dritte Paar, das hierher zu zählen wäre, obgleich nicht verschwistert, ist Wilibald und Jenny, von denen ebenfalls der Mann an Gesinnung und Charakter der Frau weit überlegen ist.

In den anderen Erzählungen kommen entweder Schwestern oder Brüder vor, von beiden mehrere haben wir nur in den Poggp., wo das besonders gute Einvernehmen zwischen Manon und Leo sich heraushebt und somit dem von Lewin — Renate, Toby — Ruth ähnelt.

Eine Besonderheit ist „die jüngere Schwester", wie wir sie in L'Ad. (Melanie — Jacobine), Cécile (Cécile — Kathinka), Irr. (Käthe — Ine), Stine (Pauline — Stine), Fr. J. Tr. (Helene — Hildegard) und im Stechlin (Melusine — Armgard) vorfinden. In Stine, Fr. J. Tr. und dem Stechlin, also den drei letzten, ist die jüngere die eigentliche Hauptperson, obwohl die ältere, wie in sämtlichen Fällen im Mittelpunkt steht. In L'Ad. und Céc. tritt die jüngere nur ganz kurz auf, in Irr. wird sie sogar nur erwähnt.

Zwei Brüder nebeneinander gestellt finden sich erst in späteren Werken: Otto und Leopold Treibel, einer immer schwächlicher als der andere, Wendelin und Leo Poggenpuhl, die beiden Möglichkeiten des Offizierstypus verkörpernd, wie schon besprochen.

Mit diesen, an Zahl geringen und stereotyp sich vorfindenden Personen ist der Kreis der Verwandten in den Fontaneschen Schilderungen bereits erschöpft.

Vorbilder der Romantypen

Die enge Beziehung zu Selbsterlebtem und -gesehenem[1], die Fontane nach jeder Richtung hin aufrecht erhält, veranlaßt am Schluß noch die Frage nach den Vorbildern seiner Romantypen.

Die teilweise Abhängigkeit von literarischen Vorgängern (Scott, Alexis), sowie die Verwendung historisch gegebenen Materials (in V. d. St., Schach und Gr. M.) darf nicht vergessen

[1] Wie häufig der Dichter gerade die ihm bekannten Gegenden in seinen Romanen verwertet hat, beweist die Arbeit von *Wolfgang Rost:* Örtlichkeit und Schauplatz in Fontanes Werken. Germanisch und Deutsch, Heft 6, Berlin 1931.

lassen, daß die meisten der von ihm geschilderten Figuren auf persönliche Bekannte und Verwandte zurückgehen. In drei Fällen weist er selbst daraufhin: Während der Arbeit an Effi schreibt er aus Thale, daß ihm dort zwei englische Dissenterkinder vor Augen gekommen seien, Bruder und Schwester; und bei der letzteren sei es ihm ganz plötzlich aufgegangen, so müßte Effi aussehen (im Brief vom 2. 3. 1895 an Hans Hertz). Gestalt, Auftreten, sogar die Kleidung hat er diesem Vorbild entlehnt. Eine stärkere Wirkung noch hat ein anderes Reiseerlebnis. Wieder ist er in Thale und lernt dort mehrere für seinen gerade in Arbeit befindlichen Roman Cécile zu verwendende Personen kennen (den Herrn Präzeptor und seine Tochter, eine Förstersfrau, Brief vom 19. 6. 1884 an seine Familie). Besagte Förstersfrau hat später im Stechlin noch einmal Verwendung gefunden. Der dritte Fall dieser Art ist die Schilderung seiner Tochter Mete in Fr. J. Tr. als Corinna. Diesmal betraf die Übernahme buchstäblich alles, so daß der Dichter in späteren Briefen ohne weiteres Corinna statt Mete schreiben konnte. Auch hier darf man wohl mit einer Weiterwirkung des Urbildes rechnen. Denn zu gleicher Zeit als Fr. J. Tr. entstand, wurde an Unwied. gearbeitet, und zweifellos herrscht — wie schon früher bewiesen — starke Übereinstimmung zwischen Corinnas und Ebbas Charakter. Auch Manon v. Poggenpuhl hat mancherlei Züge mit jenen gemeinsam. Vor allem weist ihr französischer Name auf eine Wesensverwandtschaft mit Corinna hin, von der noch direkt gesagt wurde, daß ihre Vorfahren der „Kolonie" angehörten.

Aber auch ohne ausdrücklichen Hinweis des Dichters auf ein Vorbild lassen sich häufig genug Fingerzeige geben, wem dieser und wem jener zum Modell gedient hat. Sehen wir zuerst, wo Fontane sich selbst darstellte. Daß gerade in den Alterswerken ungewöhnlich viel von seiner eigenen Persönlichkeit zu finden ist, ist bekannt. Die Parallele Dubslav v. Stechlin — der alte Fontane braucht nicht noch einmal gezogen zu werden. Aber auch Wilibald, der Vater Corinnas (Fr. J. Tr.), ist das Abbild des Dichters, wobei sogar die äußeren verwandtschaftlichen Verhältnisse gewahrt sind. Daß Figuren wie Van der Straaten (L'Ad.), Graf Petöfy, Haldern (Stine), Gieshübler (Effi) und L'Hermite (Quitt) Züge teils von Fontane selbst, teils von seinem Vater tragen, ist unbestritten. Mannigfache Ähnlichkeiten lassen sich herausfinden. Die gemeinsamen Hauptzüge sind die Nachsicht und Güte, die Vorliebe für Gewagtheiten und Paradoxen, der Humor, die Lust am Geplauder sowie das Interesse für das Theater. Einzelheiten wie der Apothekerberuf (Gieshübler), das Dichten in der Jugend

(Wilibald) oder die französische Abstammung (L'Hermite) kommen hinzu.

Aber nicht nur das Alter, auch die Jugend des Dichters finden wir mehrfach deutlich geschildert. Schon in V. d. St. macht sich an Lewin trotz des historischen Modells (Alexander von der Marwitz) immer stärker die Wendung zum Selbstporträt bemerkbar. Das Dichten im Kreise der Castalia ist nur ein Zug unter vielen. Die gesamte Weichheit und Empfindlichkeit, die Schwärmerei, das unentschlossene Herumtappen und die Leidenschaftslosigkeit — all das [was sich später an Gestalten wie Martin (Ell.), Botho (Irr.), Waldemar (Stine), Marcell (Fr. J. Tr.), Woldemar (Stechlin), auch Toby (Quitt) etwas abgewandelt wiederholt] sind Eigenschaften, die Fontane in seiner Biographie an sich selbst aufzeigt. Hinzukommt für Lewin wieder die französische Abstammung. Der Name ist französisch bei Marcell, also hier das gleiche Motiv wie vorhin bei den Frauen.

Dem eigenen Familienleben unmittelbar nachgebildet ist die Schilderung von Holks und Christines Ehe (Unwied.), mit der Fontane das unglückliche Zusammenleben seiner Eltern, wohl auch manch eigenes Erlebnis dargestellt hat.

Sonst könnte man vielleicht die Charakterisierung des leichtsinnigen Offiziers auf das Vorbild seiner beiden Söhne George und Theo zurückführen. Der ältere ist mehr äußerlich (der Offiziersberuf und die ewigen Geldverlegenheiten, in denen er steckte), der zweite dem ganzen Wesen nach (er war von besonders glücklichem und heiterem Temperament, „ein Gewinner an allen Skat- und Biertischen des Lebens") der direkte Vorgänger jenes Typus. Für Leo v. Poggenpuhl würde sogar die „Declination nach der semitischen Seite hin" stimmen, vor der Fontane seinen Sohn Theo zu warnen hatte (Brief vom 15. 3. 1886).

Von seiner Frau, sagt der Dichter, sie sei als Mädchen „alles in allem beweglich und ausgelassen, vergnügungsbedürftig und zugleich arbeitsam, . . . der Typus einer jungen Berlinerin, wie man sie sich damals vorstellte" (II, 3, 214/15) gewesen. Es wäre seltsam, wenn dies charakteristische Vorbild nicht eine Gestalt wie Lene (Irr.) zum Beispiel beeinflußt hätte, von der es ebenfalls heißt, daß sie das Berliner Kind niemals verleugne. Daß Jenny Treibel starke Ähnlichkeit mit des Dichters Schwester Jenny hat, ist neben vielen anderen Hinweisen dieser Art in *Rosenfelds* Vortrag [2] festgestellt. Hier ist auch die Herkunft der zahlreichen Gestalten aus V. d. St. nachgewiesen und gezeigt, daß Fontane seinem

[2] *Hans Friedrich Rosenfeld:* Zur Entstehung Fontanescher Romane. Groningen, Den Haag 1926.

Aufenthalt in Letschin außerordentlich viel Anregungen verdankte. Geht doch der Vorfall, der in U. B. beschrieben ist, ebenfalls auf ein dortiges Geschehnis zurück; und in wie enger charakterlicher Verwandtschaft die Bauerntypen der beiden Erzählungen V. d. St. und U. B. zueinander stehen, ist oben besprochen.

Die literarische Verwendung derartiger Erlebnisse ist jedoch nichts Einmaliges; bis in die früheste Kindheit zurück reichen die Beobachtungen, die der Dichter in seinen Erzählungen wieder aufleben ließ. Die Swinemünder Knabenjahre leben als stimmungmäßiges Ganzes in den Schilderungen aus Graf P. und Effi weiter. Aber auch Einzelvorfälle sind verwertet. Die im Roman mehrfach in Erscheinung tretenden Kandidaten hat der junge Theodor mit ihren guten und schlechten Seiten an sich selbst kennen gelernt. So den häßlichen, aber vorzüglichen Dr. Lau (vielleicht Hansen-Grell?), den langweiligen Predigtsamtskandidaten Knoop (wohl das Urbild des in Stine und Unwied. verspotteten Hauslehrers) und schließlich Dr. Philippi, in dessen Charakter ihm zum erstenmal der in seinen Erzählungen (besonders Fr. J. Tr.) fast sprichwörtliche Hamburger Dünkel entgegentrat.

Der in seines Vaters Diensten stehende Kutscher Ehm ist mitsamt seinem Namen in L'Ad. übernommen. Von Swinemünde her bekannt ist ihm auch die Vereinigung der drei Berufe des Küsters, Glöckners und Totengräbers in einer Person, die sich häufig in den Romanen wiederfindet (V. d. St., Graf P., U. B.). Und schließlich ist die äußerlich unansehnliche, aber im Wesen treue und tüchtige Haushälterin Schröder das unmittelbare Vorbild für so manche der Dienstboten geworden, die der Dichter ja besonders gern und häufig schilderte. Vor allem in der leidenschaftlichen Ergebenheit für die Frau des Hauses sowie der energischen Stellungnahme gegen den Hausherrn ist sie das Urbild der Christel (L'Ad.) und Roswitha (Effi). Daß der vielgerühmte Hausarzt Dr. Kind für Geheimrat Rummschüttel (Effi) einige Züge hergegeben hat, ist nicht genau nachzuweisen, doch hat eine andere Situation aus der damaligen Zeit sich in verschiedenen Abwandlungen später erhalten: Alljährlich kam die jüngere Schwester Frau Emilie Fontanes zu Besuch nach Swinemünde, wo sie im Kreise der Bekannten Gegenstand besonderer Huldigungen war. Dies Motiv der jüngeren, verhätschelten, auch wohl nach einem Mann Ausschau haltenden Schwester der Hausfrau ist in sechs Romanen, wenn auch nur flüchtig, festgehalten (L'Ad., Céc., Irr., Stine, Fr. J. Tr., Stechlin).

Neben den Swinemünder und Letschiner Jahren haben vor allem die Wanderungen zahllose Anregungen für die späteren Romane gegeben. V. d. St. ist fast vollständig daraus erwachsen, und was Fontane der langjährigen genauen Bekanntschaft mit der märkischen Bevölkerung im einzelnen verdankt, ist gar nicht alles nachzuweisen. Es genügt, zu vermerken, daß von seinen 17 Romanen elf in der Mark spielen. Daß die Situation des Einsiedlers Wiesike in Plaue als Vorbild für Dubslav v. Stechlin gedient hat, ist von *Petersen* hervorgehoben [3]. Bestimmt gehen außerdem auf die Wanderungen die zahlreichen Gespräche mit Kutschern zurück, die Fontane selbst empfiehlt als bestes Mittel um Land und Leute kennen zu lernen, und die auch seine Romanfiguren mit Vorliebe pflegen (Höhepunkt dieser Art: Bothos Kutschergespräch in Irr.).

Doch brachten auch andere Reisen mancherlei Anregung. Im Harz spielt Ell. und in Schlesien Quitt; beide Gegenden bildeten bevorzugte Reiseziele des Dichters. Aus Norderney schrieb er über seine dortige Hauswirtin, eine Frau Warnecke, Kapitänswitwe, die die halbe Welt kennen gelernt hatte, da ihr Mann Indienfahrer gewesen war. Ganz unverkennbar ist daraus in Unwied. die Gestalt der „Capitana" Hansen mit ihrer Tochter Brigitte geworden.

Am meisten Anregung aber gab dem Dichter die tägliche Umgebung. In der vorhin erwähnten Abhandlung von *Petersen* ist auf die Mieter des Hauses Potsdamer Straße 134 c hingewiesen, wo Fontane lange Jahre bis zu seinem Tode wohnte. Von ihnen lebt so mancher in den Romanen fort. Zum Beispiel ist Hofrat Herrlich das Urbild des streberischen Beamten, dessen höchstes Ziel war, einen Orden zu erhalten. Fontane jedenfalls, der überhaupt etwas „Antibeamtliches" hatte, wurde durch ihn zu keiner freundlicheren Beurteilung jenes Standes bekehrt, wie die Schilderungen von Krach (V. d. St.), Duquede (L'Ad.), Hedemeyer (Céc.), Innstetten (Effi) und v. Dunajewski (M. M.) beweisen. Ein anderer Mieter war Schutzmann Pege, der Typus des kleinen Mannes, dem sein Kegelabend das wichtigste war. Ein Zug, der sich in beinah sämtlichen Erzählungen wiederfindet, in denen derartige Typen auftreten [4].

---

[3] *J. Petersen:* Fontanes erster Berliner Gesellschafts-Roman. Sitzgsber. d. Pr. Ak. d. Wissensch. Berlin 1929.

[4] Dörr hat seinen Kegelabend, desgleichen die Bauern in U. B., und in allen öffentlichen Vergnügungsstätten wird dieser Sport betrieben. So wird von einer Kegelbahn gesprochen in Lehnin (V. d. St.), in Tempelhof (Schach), bei Löbbecke in Treptow (L'Ad.), in Wilmersdorf (Irr.), in Halensee (Fr. J. Tr.) sowie bei M. M.

Zur Schilderung der hauptstädtischen Gesellschaft ist weniger der Tunnel ausgewertet worden, als die Bekanntschaft mit dem Hause Wangenheim, dessen Mitgliedern Fontane in enger Freundschaft verbunden war, und wo er auch zahlreiche andere interessante Menschen kennen lernte. Frau v. Wangenheim selbst wird geschildert als streng katholisch und trotzdem vollständiges Weltkind. Eine Charakteristik, die in stärkstem Maße auf die Berchtesgadens zutrifft (Stechlin), von denen Melusine dasselbe behauptet. Die Wangenheimschen Töchter wurden — obwohl der Vater Protestant war — beide katholisch und nahmen sogar den Schleier. Eine Wendung, die, zwar nicht bis in die letzten Konsequenzen, aber doch grundsätzlich, oft genug bei Fontane behandelt ist (Übertritt zum Katholizismus bei Victoire — Schach, Franziska — Graf P.; Rückwendung bei Kathinka — V. d. St., Grete Minde, Ursel — U. B., Cécile). Überhaupt mag die große Sympathie, die der Dichter für diese Familie hegte, mit die Ursache sein dafür, daß sämtliche Schilderungen von Katholiken außerordentlich günstig ausfallen, wogegen die eifernde und gehässige Frömmelei regelmäßig den Protestanten zufällt. Bei den Wangenheims lernte Fontane den Hofprediger Windel kennen und den streng religiösen Malprofessor Pfannschmidt, von denen der eine Pastoren wie Seidentopf (V. d. St.), Dörffel (Céc.), Lorenzen (Stechlin), der andere Cuiacius (Stechlin) zum Vorbild gedient hat[5].

Eine der treuesten Freundinnen des Fontaneschen Hauses war Fräulein v. Rohr, die Stiftsdame, auf die mehr oder weniger sämtliche Schilderungen jenes Standes zurückgehen. Dagegen ist der Urtypus der Schorlemmer, Dobschütz und verwandter Gestalten „Mutter Kummer", Rat Kummers dritte Frau gewesen. Eine Herrnhuterin, die unermüdliche Tätigkeit und Hilfsbereitschaft mit hausbackenster Nüchternheit vereinte.

Für die anderen Typen sind unmittelbare Vorbilder nicht nachweisbar. Überhaupt soll man sich hüten, derartige Vergleiche zu weit zu treiben[6]. Friedrich Fontane hat mir persönlich gesagt,

[5] Vgl. *J. Petersen:* Fontanes erster Berliner Gesellschafts-Roman, Berlin 1929.

[6] Wie leicht das zu falschen Schlüssen führen kann, beweist ein Brief Fontanes, in dem er sich über die Behauptung beschwert, er habe mit L'Ad. eine Art Schlüsselroman geschrieben. „. . . die guten Leute beschuldigten mich der Indiskretion. Sie gingen davon aus, ich sei so was wie eingeweihter Hausfreund in dem hier geschilderten . . . Hause gewesen. Dies war nun aber ganz falsch. Ich habe das Ravenésche Haus nie betreten . . . Verwunderlich war nur, daß auch in Bezug auf die Nebenpersonen alles in geradezu lächerlicher Weise zutraf, obschon ich aus der

daß sein Vater — so gern er sich an ein bestimmtes Vorbild hielt — durchaus nicht immer darauf zurückging, sondern ebensooft allgemeine Zeiterscheinungen und -typen darstellte. Als solche sind die meisten der in Stine und Irr. vorkommenden Personen aufzufassen, ferner ein großer Teil der einfacheren Leute, verschiedene der Offiziere, die Gesellschaftsdame, Kaufleute wie Bartensteins und Blumenthals, die adligen Schauspieler v. Klessenthin und v. Rybinski und derartiges mehr. In diesem Sinne muß man wohl auch Typen wie Vogelsang (Fr. J. Tr.), Kowalski und Unverdorben (Quitt) oder Céciles Gäste auffassen, nämlich als Karikaturen einer im Gesellschaftsleben häufig begegnenden Menschenklasse.

Klientel des Hauses auch nicht einen Menschen gekannt habe. Aber das erklärt sich wohl so, daß vieles in unserem gesellschaftlichen Leben so typisch ist, daß man bei Kenntnis des Allgemeinzustandes auch das Einzelne mit Notwendigkeit treffen muß" (Brief vom 27. 4. 1894 an Widmann. Unveröffentl. V 6).

Abschluß

Überblickt man zum Abschluß noch einmal das eben durchlaufene Gebiet, dann ist nunmehr die Möglichkeit gegeben, die in der Einleitung aufgeworfene Frage, wie im rein äußeren Vielerlei die innere Gleichheit der Erzählungen zustande kommt, zu beantworten.

Ausgehend von Fontanes Sittlichkeitsbegriff, der weniger metaphysischen als praktischen Inhalts ist und von seinem unrevolutionären, vielmehr bewußt konventionellen Altersstandpunkt, gelangt man zwangsläufig zu einer dementsprechenden Geisteshaltung auch seiner Charaktere. Die resignierende Stellung dem Leben gegenüber verlagert den Schwerpunkt auf das sicher Bestehende und dies wieder hat eine Überbewertung der Gesellschaft im Gefolge, die stets das Beharrende darstellt. Der Einzelne wird jedesmal innerhalb der Gesellschaft gesehen und die Individualisierung immer nur so weit getrieben, als noch der Typus irgendwie erkennbar ist. Dabei gipfelt die Kunst Fontanes darin, gerade in dem scheinbar extremen Individuellen zugleich am stärksten die Gattung wiederzuspiegeln. Das Thema dient lediglich dazu, den Typus in seiner Eigentümlichkeit von allen Seiten her zu begreifen, ihn zu entwickeln, nur in den seltensten Fällen: auch hier also eine Bevorzugung des Seienden vor dem Werdenden, was die Heraushebung des Typischen noch weiterhin begünstigt.

Dieses ist von drei Ansatzpunkten her zu verfolgen. Nach drei Richtungen hin wird der Einzelne in Verbindung oder in Gegensatz zu seinen Mitmenschen gebracht, wird er aus seiner subjektiven Vereinsamung heraus in die Reihe mit anderen gestellt: nach seinem Charakter, seinem Stand und seiner Volks- und Familienzugehörigkeit.

Ersteres betrifft vornehmlich die Hauptpersonen, das zweite die Nebenpersonen, das letzte gilt für jeden. Doch hat diese Un-

begrenztheit auch etwas Nivellierendes an sich. Nur die fremde Nationalität, nur die besonders gearteten Familienverhältnisse treten stärker hervor. Für die Charaktere ist es bezeichnend, daß das Generationsproblem von Bedeutung ist; alt und jung scheiden sich besonders stark bei den Männern, wogegen die Frauen dem Temperament nach voneinander abweichen. Die weitaus meisten Unterscheidungen aber finden sich bei der Mittelgruppe, den Ständen. Hat doch fast jeder Beruf seinen Spezialtypus herausgebildet, wofür niemand ein schärferes Auge besaß als Fontane.

Trotzdem erscheint gerade hier die engste Begrenzung. Liegt es klar zutage, daß schon bei den vorigen die Mannigfaltigkeit des Lebendigen sich nicht im entferntesten durch die geringe Anzahl der vorhandenen Charaktertypen einfangen ließ, so kann man bei diesen geradezu nachrechnen, was der Dichter übergangen hat, wofür er sich nicht interessierte. Nirgends stärker als hier bewahrheitet sich das schon zu Anfang erwähnte Wort Fontanes, daß er nur wenige Saiten, diese aber auch voll in seiner Gewalt habe.

Lebenslauf

Am 26. Januar 1913 bin ich, Christiane Wandel, als Tochter des Gerichtsassessors Hans Wandel und seiner Ehefrau in Berlin-Charlottenburg geboren. Ab Herbst 1918 besuchte ich das Lutherlyzeum, von dort ging ich Ostern 1925 auf die Gymnasialabteilung der I. Städtischen Studienanstalt über, wo ich 1931 das Reifezeugnis erwarb. Ich studierte in Wien und Berlin bei den Herren Professoren *Petersen, A. Hübner, Brinkmann, Kralik, Hartmann, Spranger, Jaeger* und *Radermacher.*

Allen meinen Lehrern bin ich zu Dank verpflichtet. Herrn Professor Dr. *Petersen* sei an dieser Stelle für Rat, Anregung und Förderung der vorliegenden Arbeit mein ergebenster Dank abgestattet.